

## 2. Die Regulation von Fiktionen

### 2.1 Von Texten und Namen

Die Spur zu dem, was einen Namen trägt, so Kripke, lässt sich nur über eine Geschichte erschließen. Diese Geschichte führt unweigerlich zum Akt der Namensgebung, der wiederum etwas Neues ins Leben ruft. Wie lässt sich dann aber von einem Namenlosem sprechen? Ein Nichts kann nicht namenlos sein, es wäre einfach nicht existent. Also ist »da etwas«, das keinen Namen hat. Doch wo ist es, und wie erscheint es? Ist die Wahrnehmung von einem Namenlosen auf eine Präsenz angewiesen, in gleicher Weise wie ein rigider Designator auf etwas, das einen Namen erhält? Die systematische Artikulation von Anonymen beginnt, was zunächst erstau-nen vermag, in der Welt der Texte, und zwar in einem neu entstehenden Zirkulationsraum von Schriften, der sich gleichsam zwischen die Individuen der Gesellschaft schiebt. Diesem Vorgang kommt hier etwas Exemplarisches zu; er zieht sich durch die Geschichte der Problematisierung von Anonymität in den verschiedensten Gebieten, weshalb ihm genauere Aufmerksamkeit zukommen soll.

Die Publikation von Schriften nimmt seit der Neuzeit kontinuierlich zu, sie beginnen immer intensiver zu zirkulieren, bleiben zunächst aber oft unklarer Herkunft. Es entstehen Einordnungsprobleme, ein kollektives Rätseln setzt ein und selbst ein Jagen nach Urheberschaft. Doch gleichzeitig geht dieser Zirkulationsraum von Texten mit der Formierung einer neuen Art von Gesellschaft einher, die »Républiques des Lettres«, ein transnationales, mobiles Kollektiv von Gebildeten, das sich über Schriften austauscht und verständigt. Peter Burke spricht hierzu von den Anfängen der modernen »Wissenschaftsgesellschaft«.<sup>1</sup>

Wer und was einen Namen tragen kann, wie der konkrete Name lautet, zielt auf eine Kenntnis (und wie gesehen: auf eine Erzählung), tatsächlich auf ein Wissen. Wissen, seine Geltung, seine Legitimität, steht mit der anbrechenden Neuzeit indes zusehends zur Disposition. Es erscheint nicht mehr als an sich gegeben, unmittelbar sinnvoll und rechtens, sondern selbst als fragwürdig.<sup>2</sup> Für diesen Zusammenhang von Namenlosig-

- 1 Zur Zirkulation von Wissen in der anbrechenden Neuzeit, siehe Burke 2000. Vgl. hinsichtlich einer ähnlichen These: Roche 2011, S. 698–718. Roches Geschichte der Zirkulation der Texte, Gelehrten, Personen und Kontrollen wird entscheidend sein für das Argument dieser Untersuchung: nämlich dass die Moderne mit der Entstehung immer neuer Zirkulationssphären einhergeht. Doch diskutiert Roche nicht alle Bereiche, die hier von Relevanz sind. Die Zirkulation des Kapitals wird nicht thematisiert, siehe ebd., S. 698–718.
- 2 Um nur einige der Autoren zu nennen, die diese Diagnose vornehmen: Cassirer 2002; Kracauer 1978, S. 13; Bauman 2000.

keit und Subversion spricht nicht zuletzt, dass einer der ersten Schriften, deren Anonymität breit politisiert wurde, eine wilde Häresie war: das atheistische anonyme Traktat, das die Religionsstifter als Betrüger denunziert (vgl. das Kapitel 2.2 *Das Traktat über die drei Betrüger*, beginnend auf Seite 138).

Doch weshalb stellt ausgerechnet in der Renaissance eine neue, intensivierte Zirkulation von Texten eine gesellschaftliche Herausforderung dar? Der Wandel der Wissensordnung und ihrer Legitimität lässt sich ohne Buchdruck kaum denken, sei es als »Faktor«<sup>3</sup> oder auch als »Katalysator«<sup>4</sup> des Wandels – wobei es für die vorliegende Frage nicht entscheidend und wohl auch nicht beantwortbar ist,<sup>5</sup> welche Umstände, Interessen, Ideen selbst wieder die Entwicklung der Technik begünstigt haben. Von größerer Bedeutung ist indes, dass diese Entwicklungen Konsequenzen besaßen, die so gar nicht intendiert waren. Die Form der Kommunikationen beginnt sich nicht nur zu vervielfältigen, sondern zusehends zu standardisieren,<sup>6</sup> wie unten gezeigt wird. Zu dieser Konstellation tritt ein zusätzlicher Faktor: Die Renaissance gilt auch als Geburtsstunde des modernen Individuums. Es trat in seiner Subjektivität und als zurechenbare, aus sich selbst schöpfende Instanz von Kenntnis und Macht in dieser Epoche hervor – die Voraussetzung, dass es als Urheber und Träger von Wissen überhaupt gelten kann.<sup>7</sup>

Die Idee, die Texte über Namen von Individuen zu ordnen, die als ihre Urheber gelten, muss allerdings erst entstehen. Beides gesellt sich nicht einfach wie von selbst zueinander.<sup>8</sup> Es gäbe vielfache Möglichkeiten, zirkulierende Texte zu ordnen, indem sie einen Namen erhalten, etwa jener des Buchhändlers, der sie in Umlauf bringt, des Druckortes, des Auftrag- oder Kapitalgebers. Schon alleine, weil sie nicht diskursiv funktionieren, zeigen Eigennamen auf ein Außerhalb der Texte und lassen so die Hoffnung entstehen, die frei zirkulierende Welt der Texte nicht nur zu systematisieren, sondern auch Übersicht und Legitimität wieder herzustellen, indem sich die Texte über Namen in die Gesellschaft der Individuen rückbinden lassen.<sup>9</sup> Wie kann dies funktionieren?

3 Eisenstein 1979.

4 Giesecke 1998, Kap. 1.1.

5 Eisenstein 1999, S. 170.

6 Burke 2004, 13 f., Chap. 4; Eisenstein 1979, S. 117.

7 Dieses Sichtbarwerden des Subjekts innerhalb der Gesellschaft zeigt sich exemplarisch im Auftauchen des Porträts gegenüber der bloß schematischen Darstellung der Menschen, siehe Burke 1995. Die klassische These formulierte Burckhardt 1900. Siehe auch Cassirer 2002.

8 Diese Operation wird oft als selbstverständlich, wie gegeben vorausgesetzt. Siehe exemplarisch Giesecke 1998, S. 327.

9 Vgl. hierzu den Abschnitt *Paranthèse sur le peu de réalité* von Lyotard 2002, S. 284 ff.

### Texte als Gesellschaften

Damit ein bestimmter Text einem bestimmten Verfasser zugeschrieben werden kann – diese heute so gemeinhin selbstverständliche Operation – setzt eine zweifache Individuation von Realitäten voraus: von isolierbaren Individuen als Träger von Wissen und Fiktionen *und* von Texten als abgrenzbaren Einheiten innerhalb des Stroms von Wissen. In seinem Werk *Bibliography and the Sociology of Texts* hat der Bibliograf Donald McKenzie akribisch untersucht, wie Texte geordnet und sich anderen Instanzen wie Individuen, Druckorten zuschreiben lassen. McKenzie, selbst Bibliothekar,<sup>10</sup> formuliert die These, dass Texte so eng mit ihrer Umgebung verwoben seien, dass es wenig Sinn ergäbe, sich alleine auf immanente, i.e. bibliografische Evidenzen zu beziehen, um sie zu organisieren. Vielmehr seien sie »sozial«, im Sinne einer Verbundenheit mit Anderem, mit Gefährten (»socii«). Hinter dem Begriff »Text« steht für ihn letztlich die Vorstellung von Textur und Gewebe, die sich auf grafische Elemente, Bilder, Klänge oder numerische Daten beziehen lassen und sich innerhalb einer Gesellschaft irgendwie vernetzen. Ein abgrenzbarer, identifizierbaren Text in einem Netz von Wörtern und Bezügen lässt sich dann als ein besonderer Fall einer Formbildung betrachten.<sup>11</sup>

Die Individuation von Textmengen (Texturen) zu Einheiten, die sich von anderen abgrenzen lassen, eine Voraussetzung ihrer Ordnung und Zugänglichkeit überhaupt, gründet für McKenzie somit nicht in der Logik der »Texturen« selbst. Die Techniken der Separierung und Zuordnung sind für ihn letztlich völlig arbiträr und keineswegs notwendig. Was gehört zu einem Wetterbericht? Die täglich publizierten Wetterkarten widersetzen sich eigentlich jeglicher bibliografischen Einordnung, stellen symbolische Artefakte dar, hinter denen eine ganze Anordnung von Produzenten und technischen Apparaten und selbst das Wetter stehen.<sup>12</sup> Dasselbe gilt für die Frage, auf welche Weise die gewonnene Einheit dann mit anderen Realitäten in Bezug gesetzt wird, wie sie eingeordnet wird. Ein Netzwerk von Artefakten lässt sich nicht nur beinahe beliebig individuieren, sondern auch auf schier unendliche Art und Weise mit Attributen versehen. McKenzie nennt die Einordnung einer Fotografie als Beispiel. Welche Informationen, die eine Fotografie liefert, sollen für die Einordnung erfasst

- 10 McKenzie hatte u.a. einen Lehrstuhl in Oxford für historische Bibliografie inne und war Mitglied des *Advisory Boards* der British Library und damit in besonderer Weise mit der Konstitution und Ordnung symbolischer Evidenzen verbunden, siehe McKitterick 2000.
- 11 »I define ›texts‹ to include verbal, visual, oral, and numeric data, in the form of maps, prints, and music, of archives of recorded sound, of films, videos, and any computer stored-information, everything in fact from epigraphy to the latest forms of discography. There is no evading the challenge which those new formats have created«, McKenzie 1986, S. 5.
- 12 Ebd., S. 38.

und mit dem Artefakt gekoppelt werden: der Film, die Linse, der Fotoapparat, die Blende, der Aufnahmeort, der Fotograf?<sup>13</sup>

Als referiere er auf Whitehead, schreibt McKenzie, dass die Ordnung von Texturen im umfassenden Sinne am besten begriffen wäre, wenn die möglichen Bezüge zwischen Texten untereinander und ihrem nicht-textuellen Außen als *Potenzialitäten* aufgefasst würden: als mögliche Weise des Verbindens mit anderen Entitäten.<sup>14</sup> Diese Verbindungen werden keineswegs in einem luftleeren Raum hergestellt oder aufgrund klar definierbarer Vorgaben im Arbeitszimmer des Bibliografen. Sie entstehen vielmehr innerhalb einer sozialen und technischen Umgebung angesichts der Produktion und Zirkulation von symbolischen Dingen – weshalb er den Begriff »Soziologie der Texte« wählt, um eine zu reduktionistische oder formale Definition der Ordnung von Texten und ihrer Namen (i. e. der Bibliografie) zu vermeiden und den Blick auf die gesellschaftlichen Organisations- und Produktionsformen zu öffnen, die einer bestimmten Ordnungsform überhaupt erst Sinn verleihen.<sup>15</sup> Unter »Potenzialität« versteht er jedoch auch, dass nicht von vornherein klar ist, wem oder was überhaupt ein individuierter Text, ein definiertes Artefakt zugeschrieben werden kann oder soll. Die heute fraglos erscheinende Kennzeichnung von Texten mit Autorennamen setzt, wie oben bereits angesprochen, eine *zweifache Individuation* voraus. Dies ergibt sich allerdings nicht von selbst, sondern als Bestandteil eines historischen Prozesses, innerhalb dessen die Verbindung überhaupt Sinn erhält.

Arnold Hauser schildert in seiner Sozialgeschichte der Kunst und Literatur eine Zeit vor der Renaissance, in der die Literatur, wie etwa die sakrale Massenpoesie, ohne jegliche Urheberschaft zirkulierte und für eine ganze Gemeinschaft als Ganzes bestimmt war. Individuelle Differenzierung, damit auch, wer die Erzählungen in die Welt gebracht hat, lag dem Denken des Mittelalters fern.<sup>16</sup> Entsprechend erregte auch die Namenlosigkeit dieser Werke keine Aufmerksamkeit, sie übte keinen Sog aus, wie später die exakt bezeichnete Anonymität, schreibt er. Vielmehr vermittelte sich Wissen über eine Schrift schlicht beiläufig, wozu gehört, dass Werke auch mit einem Autorennamen signiert werden konnten, oder anders ausgedrückt: Die Namenlosigkeit war noch nicht ideell oder programmatisch festgelegt.<sup>17</sup> Dass der Urheber mittelalterlicher Werke unbekannt blieb, bildete schlicht den Normalfall, erkennt auch Gregory Stone.<sup>18</sup> Das mittelalterliche Buch selbst bezeichnet Georges Duby in seinem Werk *Kunst und Gesellschaft im Mittelalter* als eine Art Kapelle, als ein Raum der Ar-

13 McKenzie 1986, S. 39.

14 Ebd., S. 41.

15 Ebd., S. 7 f.

16 Hauser 1953, S. 56.

17 Hauser 1970, S. 126–127.

18 Stone 2006, S. 221.

tikulation eines Chors von Stimmen, ein Produkt einer Gemengelage von Handwerkern, Geistlichen, Fürsten, Arbeitern, die gar nicht auf die Idee kamen, ihr Werk zu signieren.<sup>19</sup> Architektur bleibt losgelöst von der Frage nach einem individuellen Urheber. Tatsächlich blieben selbst gotische Kathedralen mehrheitlich ohne irgendwo kenntlichen Namen des Architekten.<sup>20</sup>

Dasselbe gilt auch für literarische, philosophische, theologische Schriften. Mittelalterliche Texte wurden gemeinhin rezipiert, ohne dass sich die Frage nach dem Verfasser überhaupt gestellt hätte, respektive sie wurden oft erst im Nachhinein einem Verfasser zugeschrieben.<sup>21</sup> Antike und mittelalterliche Schriften besaßen schlicht keinen Raum für Autorenangaben (als Paratext), allenfalls wurde er am Rand erwähnt.<sup>22</sup> Der Philologe, der ins Mittelalter eintaucht, fände sich im »Nichts« wieder, wenn er nach Urhebern sucht, oder in einem Chaos von Signaturen, so der Mediävist Thomas Bein.<sup>23</sup> Bein meint aber auch, dass ein Bewusstsein einer Autorschaft nicht gänzlich abwesend, nur schlicht zu wenig relevant war, um Texte nach diesem Kriterium zu organisieren. Das Wissen, das sie über Helden-gedichte und Sagen verbreiteten, wurde nicht als »schöpferische Leistung eines Einzelnen« betrachtet: Diese Dichtung galt als »Pflege eines kollektiven Gedächtnisses«, das vor seiner Niederschrift bestand. Die Namens-nennung der Verfasser erübrigte sich deshalb.<sup>24</sup> Dasselbe gilt im Allgemeinen für die Lyrik der Troubadoure, selbst wenn sie verschriftlicht war.<sup>25</sup> Gänzlich ohne genannten Verfasser blieben auch liturgische Texte, Predigten, Gebete, Hymnik, bibilepische Werke,<sup>26</sup> mythische Erzählungen oder Märchen.<sup>27</sup> Die vielfältigen Formen bildender Kunst blieben desgleichen unsigniert. Obwohl an Skulpturen oft Namenszeichen zu finden sind, so hatten diese nicht notwendig die Funktion den Urheber zu nennen.<sup>28</sup>

Die Existenz von solchen namenlosen Texten ist indes, wie Dubys Vergleich mit der Kathedrale nahelegt, eng an eine bestimmte Produktionsweise gebunden,<sup>29</sup> die vornehmlich vom Klerus getragen wurde. Die Tä-

19 Duby 1998, S. 113 f.

20 Sandron 1995. Dagegen tauchte im Verlaufe des 19. Jahrhunderts in Paris die Praktik auf, dass Architekten ihre Gebäude sichtbar mit ihren Namen versahen als handle es sich um Kunstwerke, siehe Los Llanos 1989. Dennoch würde auch im Paris dieser Zeit niemand von »anonymen Gebäuden« sprechen, obwohl kein Architekt ersichtlich oder zumindest bekannt ist.

21 Foucault 2003d, S. 246; Wenzel 1998, S. 1 f.

22 Genette 2001, S. 41.

23 Bein 1999, S. 318 ff.

24 Hellgardt 1998, S. 46, 50.

25 Francesca 2000.

26 Hellgardt 1998, S. 54.

27 Pabst 2011, S. 22.

28 Mély o.J.

29 McLuhan 1962, S. 130.

tigkeit der Klerisei in ihren Skriptorien, vor der Renaissance den Orten der Wissensproduktion schlechthin,<sup>30</sup> umfasst nach Goldschmidt<sup>31</sup> das Abschreiben, Verändern, Zusammenfügen und Ergänzen von bestehendem Textmaterial: oder schlicht Gestaltung, Umgestaltung, Verbindung, Ergänzung von textuellem Stoff im Sinne McKenzies.

Die Bedeutung des Skriptors, dessen Handschrift das Werk im eigentlichen Sinne des Wortes trug, ließ den Produzenten eines Textes unsichtbar werden, weil die Produktionsweise von Büchern, mehr noch das, was Bücher überhaupt ausmachte, ganz anders war als heute: Wenn ein Mönch die Fabrikation eines Buches plante, suchte er selbst nach den verschiedensten ähnlichen, bereits existierenden Büchern, von denen er Abschriften erstellte oder Zusammenfassungen. Er vernimmt die Rede von einem Buch in einer fernen Stadt, bittet einen Freund, ihm von bestimmten Kapiteln Exzerpte zu verfassen und sie ihm zuzuschicken. Daraus erstellte er dann ein neues Werk, das die verschiedenen Exzerpte mit integrierte.<sup>32</sup> Das Buch wird weitergegeben, jemand hört von dem Exemplar, der Mönch verfasst ein neues Exemplar, das natürlich nicht identisch ist mit dem ersten; er hat es beinahe selbstverständlich ergänzt, umgeschrieben, erweitert, gekürzt. Nach dem Ableben des Skriptors finden sich viele Schriften zum Thema, bei denen nicht relevant ist, ob sie die eigenen Worte des Mönchs wiedergeben oder Abschriften und Umschriften darstellen. Gerade weil die Bücher nicht gedruckt wurden, somit die Unterscheidung von Notizen und Endprodukt nicht möglich war, lässt sich auch nicht sagen, wie und über wen genau das Werk zustande kam: »Here we have an obvious source of a great deal of the anonymity and ambiguity of authorship of so many of our medieval texts«, sagt Goldschmidt.<sup>33</sup>

Namen wie Thomas von Aquin oder William of Hockham waren sicher berühmt, ihre Werke wurden bewusst in Umlauf gesetzt, »publiziert« im modernen Wortsinn, doch das, was sich an entsprechenden Textfragmenten in ihren Werkstätten fand, wurde von den Mönchen a posteriori zusammengefügt, ergänzt und später mit dem entsprechenden Namen versehen.<sup>34</sup> Sofern in der Mediävistik von »Autor« die Rede ist, so handelt sich in den »meisten Fällen um eine ex post konstruierte Größe«.<sup>35</sup> Bezeichnend ist in diesem Zitat der Term »Größe«: Dass es sich bei dem Verfasser um ein einzelnes Individuum handelt, ist bereits eine Konstruk-

30 Burke 2000, Kapitel 2.

31 Goldschmidt 1943, S. 92 f.

32 Selbst bei einem Versuch der Klärung, auf welche Weise Bücher produziert werden, wie sie der Franziskaner Saint Bonaventura vornahm, fehlt die Vorstellung einer »uneingeschränkt originalen« literarischen Produktion, so Eisenstein 1979, S. 12.

33 Goldschmidt 1943, S. 92.

34 Hobbins 2009, S. 2 ff.

35 Bein 1999, S. 317.

tion. Denn selbst wenn ein Verfasser aufgeführt war, blieb oft unklar, ob es sich bei der Bezeichnung um Autorennamen, Pseudonyme oder schlicht Werktitel handelte. Es gab aus heutiger Sicht im Mittelalter »Texte ohne Autor, Autoren ohne Texte, Werke, die mehr als seinem Autor zugeordnet wurde, und andere, die einem Autor nur deshalb zugeordnet sind, weil sie für würdig erachtet wurden, einen schon bekannten Namen zu tragen«.<sup>36</sup> Das heißt, selbst wenn Texte im Umlauf waren, von denen die Rede ging, wer an ihrer Erstellung wesentlich beteiligt war, bleibt der Begriff des Autors im modernen Sinne auf die damalige Zeit schlicht nicht anwendbar.<sup>37</sup>

Nach heutigem Verständnis stellte das Produkt mittelalterlicher Skriptoren vielmehr eine Art Montage oder Assemblage dar. Ein Werk im Sinne der Mediävistik lässt sich als Bestandteil eines Zusammenfügens ganz und gar verschiedener Fragmente betrachten, an denen die verschiedensten Menschen mitgewirkt und ihre Handschrift hinterlassen haben. Die Schriften verbinden sich nicht als eine umgrenzte Einheit vertikal mit einem klar identifizierbaren Urheber, sondern bloß fragmentarisch und gleichsam horizontal mit anderen Schriften eines Textuniversums. Entsprechend gestaltet sich auch die Rezeption: Die Lektüre eines Buches ließ die Frage, wer es geschrieben hatte, kaum aufkommen. Die Frage eines Autors kümmerte etwa so wenig wie die Frage des Autors einer Multiplikationsstabelle, so Goldschmidt.<sup>38</sup> Sehr selten habe man solche Fragen zu jener Zeit überhaupt erörtert. Die Rezipienten von Werken hätten sich schlicht nicht besonders um die Verfasser von Büchern gekümmert. Wer auch immer es war, die Leser dachten ohnehin, der Urheber müsse sein Wissen von jemanden anderen gehabt haben, der älter, weiser war. Ein Werk zu konsultieren, bedeutete in ein kollektives, altes Wissen einzutauchen, das sich in ihm materialisiert und das über das Werk weitergegeben wird. Die Zuschreibung des Wissens an eine Person blieb schlicht ohne Sinn. Alte Werke hatten in dieser Logik einen höheren Wert als jüngere, sie stellten die demütige Arbeit der Skriptoren und Kopisten über jene, die neue Texte herstellten. Nicht die Produktion von Neuheiten war das Ziel, sondern die Entdeckung ehrwürdig gealterter Werke, ihre Vermittlung und Bewahrung über das Kopieren, sodass sie auch künftigen Generationen erhalten blieben. Intellektueller Stolz und Eitelkeit und Prahlerei galten als seltene Laster. Individualität, Genie, die Idee von literarischem Ruhm tauchten erst in der Renaissance auf.<sup>39</sup>

Für Goldschmidt war der Buchdruck entscheidend für diese Transformation. Es ist Goldschmidts Untersuchung, vermittelt über Marshall McLuhan,<sup>40</sup> die die These ins Leben rief, dass der Buchdruck dieser frei-

36 Wenzel 1998, S. 2.

37 Hobbins 2009, S. 12.

38 Goldschmidt 1943, S. 114.

39 Ebd., S. 112.

40 McLuhan 1962, S. 130–133.

en Zirkulation unsignerter Texte ein Ende gesetzt habe und die Figur des Autors inthronisierte. So schreibt Goldschmidt: »The invention of printing did away with many of the technical causes of anonymity, while at the same time the movement of the Renaissance created new ideas of literary fame and intellectual property«.<sup>41</sup> Abgesehen davon, dass die Zeit den Begriff und die Vorstellung der Anonymität noch nicht kennt: Wenn der Buchdruck auch als Katalysator fungierte, lässt er sich als ursächlich für eine ganze neue Ordnung betrachten? Die Vorstellung der Konstellation, wie er hier zum Tragen kommt, widersteht einer solchen Kausalitätsbeziehung. Das ungefähr zeitgleiche Erscheinen von Buchdruck wie Autorschaft legt zwar eine Determination durch den Buchdruck nahe, die den Buchdruck als ursächlich für die Genese von Autorschaft denkt. Doch eine solche Auffassung überblendet die bereits erwähnte, zentrale Tatsache, dass, um einen Text einem Individuum zuzuschreiben, zugleich zwei Individuationen notwendig sind: nicht nur dass Texte als abgrenzbare Einheiten definiert werden, sondern auch, dass namentliche Individuen als Einheiten des Sozialen und Träger wie Urheber des Wissens konstituiert sind. Gerade diese Voraussetzung war vor der Renaissance noch nicht gegeben, die Vorstellung von Individualität existierte so nicht. Und als Konsequenz habe die mittelalterliche Kultur Personennamen *insgesamt* eine geringere gesellschaftliche Bedeutung zugemessen und sie weniger verwendet, so Gregory Stone.<sup>42</sup>

Daraus resultierte nicht nur die Rede von der »Dunkelheit« des Mittelalters mit seinen namenlosen Ereignissen und Akteuren, sondern dieser Umstand bildet auch den Grund, weshalb, ungeachtet der vielen nachträglichen Zuschreibungen, bei unzähligen Kunstwerken und Texten die Urheberschaft für die Gegenwart unbekannt bleibt; das Interesse war offenbar einfach nicht vorhanden, Artefakte zu signieren.<sup>43</sup> Das Hervortreten der Individualität erscheint als ein zu komplexer Vorgang, als dass ein allein technischer Faktor – selbst Bestandteil einer historischen Konstellation, wie sie im einleitenden Teil definiert wurde – monokausal für diesen Vorgang verantwortlich gemacht werden könnte.<sup>44</sup>

41 Goldschmidt 1943, S. 116.

42 Stone 2006.

43 Vgl. Andersen u. a. 1998.

44 Ein Beispiel, wie der Buchdruck gleichsam als Joker Card der Erklärung sich ausspielen lässt, liefert Niklas Luhmann. Luhmann schließt, dass der Buchdruck »heimlich den Trend zur Individualisierung« geschaffen habe, unter anderem über den Wunsch sich über Lektürepraktiken zu unterscheiden, siehe Luhmann 1997, S. 297–298. Dieser Unterscheidungswunsch setzt allerdings das Vorhandensein des Bewusstseins der eigenen Individualität überhaupt erst voraus.

Ein solcher »entwickelte Sinn für das Individuelle«<sup>45</sup> entsteht allmählich mit der schwindenden Geltung mittelalterlicher Ordnung. An diesem Prozess, an dessen Geltung soweit absehbar kein historischer Zweifel besteht,<sup>46</sup> waren viele Gegebenheiten beteiligt, die nicht direkt mit dem Buchdruck in Verbindung stehen. Die Entwicklung eines Individualbewusstseins im modernen Sinne setzte wahrscheinlich auch nicht direkt bei den bibliophilen Gelehrten ein, sondern im Hochadel der Renaissance;<sup>47</sup> sie spiegelt sich im neuen Begehren, sich in Bildnissen wiederzuerkennen, führte zur neuen Kunstform des Porträts.<sup>48</sup> Parallel dazu entstand das Verlangen, seine eigene Geschichte in Texten zu lesen, getrieben von einem sich verbreitenden »drive for fame«.<sup>49</sup> Dieser Glaube an das Individuum als Instanz des Wissens und der Kreativität diffundierte erst im Verlaufe des 19. Jahrhunderts in breitere Schichten.<sup>50</sup> Gleichzeitig weisen Burckhardt wie Elias darauf hin, dass die Genese der Individualität eng mit der Transformation staatlicher Strukturen, den damit sich etablierenden Konkurrenzverhältnissen, dem »Zwang zum Selbstzwang« verbunden war.<sup>51</sup> Mehr noch, es ließen sich auch die einsetzende Urbanisierung und die damit notwendig werdende soziale Unterscheidungsfähigkeit als Faktor einer neuen Selbstwahrnehmung des Individuums bestimmen.<sup>52</sup> Einmal mehr, anstatt Kausalitäten zu unterstellen, erscheint es sinnvoller, von einer neuen Konstellation zu sprechen, in der Texte und Menschen parallel als Singularitäten erscheinen, was eine neue Herausforderung für eine gesellschaftliche Ordnung und die Verbindung verschiedener »Einzelwesen« darstellt.

### *Unsichtbare Produzenten*

Auch die andere Seite der Individuation, die buchkulturelle Transformation, die das moderne identifizierbare und zuschreibbare Werk hervorbrachte, ereignete sich nicht bruchartig mit der neuen Technik, sondern setzte sich auf verschlungenen Wegen erst allmählich durch. Das Ziel des frühen Buchdrucks und das vieler Druckexperimente war zunächst, das

45 Burckhardt 1900, S. 307.

46 Je verschiedene Fachrichtungen, von Philosophie und Geschichte bis zur Kunswissenschaft, zeigen die komplexe Konstellation des Hervortretens des Individuums aus der Geschichte, siehe dazu Aertsen 1996; Boehm 1985; Cassirer 2002; Corbin 1999.

47 Siehe Abschnitt 2 *Die Entwicklung des Individuums* in Burckhardt 1860, S. 131 ff.

48 Burke 1995.

49 Eisenstein 1979, S. 121.

50 Corbin 1999, S. 427.

51 Siehe Elias 1976 und dort vor allem das erste Kapitel des Schlussteils mit dem Titel *Der gesellschaftliche Zwang zum Selbstzwang*.

52 Corbin 1999.

Schreiben zu verbessern, eine »nova ars scribendi« zu schaffen.<sup>53</sup> Gedruckte und geschriebene Werke waren bloßen Auges anfänglich oft kaum unterscheidbar, wie Eisenstein zeigt, so sehr imitierte der frühe Buchdruck das Werk der Skribenten.<sup>54</sup> Auch nach der Einführung des Buchdrucks habe sich die Gepflogenheit der Signierung eines Textes mit einem Autorennamen erst allmählich durchgesetzt, so wiederum Gérard Genette.<sup>55</sup> Die Idee, die Norm, der Zwang zur Signierung von Texten mussten erst Geltung erlangen, was nicht sogleich und in verschiedenen Wissensgebieten unterschiedlich schnell geschah. Selbst noch 1753, als in der Literatur sich längst schon die Vorstellung von Autorschaft als Ursprung von Texten durchgesetzt hatte, findet sich ein Eintrag in einem »Allgemeinen Oeconomischen Lexicon«, auf den Martha Woodmansee hinweist,<sup>56</sup> ein Buch sei:

... ein entweder nur aus vielen Bogen weiß Papier zusammen geheffte-  
tes und um allerhand hinein zu schreiben gewidmetes, oder aber aus ge-  
druckten Bogen und auf mancherley Weise in Pappe, Papier, Pergament,  
Leder ec. eingebundenes höchst nützliches und beqvesmes Werckzeug, die  
Wahrheit dem andern auf eine bequeme Weise zum Lesen und Erken-  
nen vorzulegen. An dieser Waare arbeiten viele Leute, ehe sie zu Stande  
kommt, und zu einem eigentlichen Buche in diesem Verstande wird. Der  
Gelehrte und Schriftsteller, der Pappiermacher, der Schrifftgiesser, Setzer  
und Buchdrucker, der Corrector, der Verleger, der Buchbinder, bisweilen  
auch der Goldschlager und Gürtler ec. Von dieser Manufactur ernehren  
sich also viel Leute.<sup>57</sup>

Mit anderen Worten gesagt, die Individuation der Texte und die Zuschreibung an Individuen als Verwirklichung einer möglichen Form von Beziehungen (Nexus) muss andernorts gesucht werden als in einer medientechnischen Revolution. Denn die Sichtweise der Zeit vor der Renaissance ließe sich auch auf die Gegenwart übertragen. Auch für Roger Chartier lässt sich ein Werk nur über eine Pluralität von Instanzen, die bei seiner Produktion ineinanderwirken, verstehen: »Le processus de publication, quelle que soit sa modalité, est toujours un processus collectif, qui implique des acteurs nombreux et qui ne sépare pas la matérialité du texte de la textua-  
lité du livre«.<sup>58</sup> Adrian Johns wiederum, in seiner Untersuchung *The Nature of the Book* überträgt die Vorstellung eines Labors, an dem viele Men-

53 Giesecke 1998, S. 140.

54 Eisenstein 1999, S. 22.

55 Genette 2001, S. 41.

56 Woodmansee 2000, S. 299.

57 Zincke 1744, S. 442.

58 Chartier 1996, S. 9. Die Frage stellt sich im Bereich der Kunstwerke noch deutlicher: Was bedeutet es das Erzeugnis eines Ateliers mit einen individuellen und einzigen Namen zu signieren. Eine Frage, die letztlich weiter verweist als auf bloße kunsthistorische Erörterung der Aspekte der Produktion von symbolischen Gütern. Siehe die Diskussion in Cuisenier 1989.

schen, Substanzen und Geräte zur Herstellung von Artefakten im Sinne eines *Laboratory Life* beteiligt sind,<sup>59</sup> auf das ganze »Literary Life« seit der Neuzeit.<sup>60</sup>

Diese Einsicht der Produktion eines Werks als Assemblage der verschiedensten Personen, Instanzen, Geräte, Kenntnisse lässt sich bis hin in die Gegenwart extrapolieren. Eine minutiöse Untersuchung von Clayton Childress über die Kreation, Produktion und Rezeption eines im Jahre 2009 veröffentlichten Romans (*Jarretsville*) illustriert anschaulich, wie viele Instanzen gegenwärtig an der Erstellung eines Romans beteiligt sind, bis dieser die Form erhält, in der er überhaupt im den Buchhandel gelangt und als Werk des Autors gelesen wird. Die schriftstellerische Tätigkeit der Person, die hinter dem Autorennamen steht, Cornelia Nixon, droht angesichts dieser Produktions- und Distributionsmaschinerie zur schon beinahe marginalen Instanz zu geraten.<sup>61</sup>

In verschiedensten Gebieten wird die Zuschreibung von Texturen an Individuen nach wie vor ganz unterschiedlich gehandhabt, wobei Produzenten nicht zwingend menschlich sein müssen, wie bereits Johns nahelegte.<sup>62</sup> Die Wetterkarte, von der eingangs des Kapitels die Rede war, zirkuliert ohne Signatur. Ein Forschungsbericht im Umfang von 31 Seiten, der am CERN verfasste wurde, weist hingegen 2196 Autoren auf.<sup>63</sup> Der Text selbst besitzt einen Umfang von sechs Seiten. Fünfundzwanzig Seiten zeigen allein die klein gedruckte Liste der Verfasser, wobei die Ordnung der Autoren, sie sind nicht alphabetisch aufgelistet, eine gesellschaftliche Hierarchie *sui generis* bilden, die nur Eingeweihten zugänglich ist. Knorr Cetina spricht davon, dass im CERN die Autorschaft auf das Experiment als Ganzes übertragen werde, kein Einzelwissenschaftler, keine Einzelwissenschaftlerin und keine kleinere Wissenschaftsgruppe sei alleine in der Lage, die Resultate zu produzieren, nach denen die Experimente suchen. Als »Autor« ließe sich am ehesten ein »kollektives epidemisches Subjekt« betrachten.<sup>64</sup> Hier ruft sich das entscheidende, eingangs diskutierte Argument Zygmunt Baumans über die Ordnung der Namen und die Erzeugung eines Unmarkierten in Erinnerung,<sup>65</sup> denn die Zahl der Namen wirft unweigerlich die Frage auf, wer und in diesem Falle »was« bei der Verschriftlichung dieses Experiments nicht genannt wurde. Das Zuschreiben

59 Er bezieht sich dabei auf Latour und Woolgar 1986.

60 Johns 2002, S. 58–62.

61 Childress 2017.

62 Johns 2002, S. 58–62. Latours Argument lässt sich zweifelsohne auch auf diesen Bereich der Textproduktion übertragen, siehe Latour 2006.

63 Der Link zur Publikation und zum Dokumentenserver lautet: [cds.cern.ch/record/1502676?ln=de](https://cds.cern.ch/record/1502676?ln=de). Die Publikation in *Physics letters B* zeigt jedoch eine umfassende Modifikation der Autorschaft, zudem eine Gruppierung nach Instituten, vgl. Chatrchyan u. a. 2013.

64 Knorr Cetina 2002, S. 237.

65 Bauman 2000.

von Textbestandteilen an ein einzelnes Individuum selbst ist alleine durch die Zahl der Autoren verunmöglicht, der Text resultiert aus einem Kollektiv, einer Werkstätte, ähnlich wie es Goldschmidt für die mittelalterliche Skriptorien beschrieben hat. »Autorschaft« besitzt hier ganz offensichtlich eine andere Funktion als die Zuschreibung dessen, der die Wörter und Symbole für die Publikation zusammengestellt hat.

Ein Buch zu kopieren oder zu drucken, bedeutet eine Multiplikation von verschiedenen Verbindungsmöglichkeiten und eine Artikulation von Potenzialitäten, so ließe sich entlang von Whiteheads und Kripkes Einsichten formulieren. Der Name des Verfassers, der sich zu einem Text fügt, so schrieb Genette, bildet allenfalls einen Bestandteil eines komplexen Ganzen, »dessen Grenzen sich schwer festlegen und dessen Komponenten sich noch schwerer auflisten lassen«.<sup>66</sup> »Editionstechnisch einen Stoß von Papieren einem Individuum zuzuordnen«,<sup>67</sup> womit ein Werk einen Verfassernamen erhält, bedeutet schlicht ein Vergessen von Komplexität aus Gewohnheit. Entsprechend bildet die Koppelung von Autoren und Texten auch heute noch keine stabile, umfassende Lösung der Organisation von Texten. Ein Buch, als künstliche Einheit, bestehe nach wie vor und stets aus »verschieden geformten Materien, aus den unterschiedlichsten Daten und Geschwindigkeiten«, so Deleuze und Guattari.<sup>68</sup> Man solle ein Buch nicht als Ausdruck dessen verstehen, was ein Autor sagt, sondern vielmehr fragen, wodurch es funktioniere, in welche Mannigfaltigkeiten es seine eigene Vielheit einführt und diese wiederum verwandelt, mit welchem organlosen Körper es seinen eigenen konvergieren lässt.<sup>69</sup> Ein Text existiere als Assemblage nur in Verbindung mit anderen Gefügen, durch die Beziehung zu anderen »organlosen Körpern«. Als heterogenes Gefüge lässt es sich nicht mit einer Instanz eindeutig verbinden, zumal jene, die es schreiben, auch nicht eindeutig festgelegt sind. Lakonisch bemerken Deleuze und Guattari im Vorwort eines ihrer Werke: »Wir haben den Anti-Ödipus zu zweit geschrieben. Da jeder von uns mehrere war, ergab das schon eine ganze Menge. Wir haben alles verwendet, was uns begegnet ist, das Nächstliegende und das Entfernteste. Wir haben raffinierte Pseudonyme verteilt, um Unkenntlichkeit zu erzeugen. Warum wir unsere Namen beibehalten haben? Aus Gewohnheit, aus blo Gewohnheit. Um auch uns selbst unkenntlich zu machen«.<sup>70</sup> Den eigenen Namen zu gebrauchen, um sich selbst unkenntlich zu machen, diese Aussage dringt bereits in die Tiefenschichten der in dieser Untersuchung thematisierten Anonymitätsdiskurse ein. Doch dieses instabile Feld von Artefakten, Sym-

66 Genette 2001, S. 45.

67 Kittler 2000, S. 67.

68 Deleuze und Guattari 1997, S. 13.

69 Ebd., S. 13.

70 Ebd., S. 12.

bolen, Techniken und Individuen wirft die Frage auf, wie sich schließlich eine Ordnung von Namen und Zurechnungen etabliert.

Es ist mithin nicht so, dass mit der steigenden Verbreitung von Druckerzeugnissen schlicht eine Lösung der Ordnung gefunden wurde, die in der »Logik« der Sache selbst liegt, wie Texte produziert werden und damit, wie Genette schrieb, als »natürlich« erscheinen.<sup>71</sup> Vielmehr sind die zweifachen Individuationsprozesse generell instabil, brechen je nach Konstellation wieder auf, dies gilt für die Vergangenheit ebenso wie für die Gegenwart. Ein Satz wie: »Normalerweise lässt ein Autor nämlich ungefähr seit dem Jahr 1500 seinen Namen auf das Titelblatt eines Buchs setzen«,<sup>72</sup> reduziert das Problem des Autorennamens auf die Tatsache, dass ein einsamer Autor schon *vorgängig* zu seiner Rolle existiert hat, aber vielleicht nur nicht auf den Gedanken gekommen ist, den Namen auf das Werk setzen zu lassen.

Dasselbe ließe sich angesichts der Feststellung sagen, die Schriften vor der Renaissance, vor dem Mittelalter seien schlicht anonym gewesen<sup>73</sup> – ein Argument, das auch in den Debatten den 1960er-Jahre um den »Tod des Autors« auftaucht.<sup>74</sup> Auch in diesem Fall wird ein Begriff, ein Konzept artikuliert, das wie selbstverständlich signalisiert, dass hinter *bestimmten* Texten ganz *bestimmte* Menschen ursächlich stehen, die ihn produziert haben, diese nur aber nicht (mehr) kenntlich sind. Die Textwelt vor der Renaissance lässt sich indes schwerlich als »anonym« im eigentlichen Sinne des Wortes bezeichnen, denn der Begriff »anonym« artikuliert eine Abwesenheit von etwas, das damals gar noch nicht existieren konnte: Autorschaft. Erst auf Basis einer zweifachen Individualisierung von Texten und Personen entsteht die Vorstellung, dass »hinter« den Werken eine namentlich identifizierbare Urheberschaft existieren müsse, mehr noch, sich Werke ebenso wie ihre Urheber als selbst unterscheidbare Textkörper und einzelne Menschen identifizieren lassen.<sup>75</sup> Vor der Renaissance war der systematische Bezug von Texten zu individuellen Namen, Verfassernamen, indes unmöglich, weil die notwendigen Individuationen nur eine Möglichkeit darstellten, aber keineswegs stabilisiert waren, wie in diesem

71 Genette 2001, S. 41.

72 Haferland 2011, S. 53.

73 Haferland 2011; Bein 1999, S. 318 f.

74 Siehe Barthes 2000 zur Debatte Jannidis u. a. 1999. Foucault sagte: »Es gab eine Zeit, in der die Texte, die wir heute ›literarisch‹ nennen (Erzählungen, Geschichten, Epen, Tragödien, Komödien), aufgenommen, verbreitet und bewertet wurden, ohne dass sich die Frage nach ihrem Autor stellte. Ihre Anonymität bedeutete keine Schwierigkeit«, Foucault 2003d, S. 246.

75 Es ist nur am Rande zu erwähnen, dass Menschen auch erst »individualisiert« werden müssen, um als Einzelne erkannt zu werden und überhaupt einen Namen zu tragen, siehe Quine 1976, §15. Die soziotechnischen Voraussetzungen dafür werden später thematisiert.

Kapitel dargelegt werden sollte. Eine solche prinzipielle Koppelung ergab für die damalige Gesellschaft schlicht keinen Sinn.

Die Auffassung, einer ursprünglichen Anonymität der Schriften und Bücher, die Vorstellung, dass Schriften des Mittelalters weitgehend »anonym« gewesen seien, bezeichnet damit einen modernen Blick auf Texte und Zeit, die aus der Perspektive einer späteren Problematisierung autorenloser Schriften beruht. Also muss in der Produktion, Zirkulation und Rezeption von Texturen etwas Spezifisches geschehen sein, das dazu führte, dass nicht nur das Konzept des Urhebers von Texten auftaucht, sondern der Begriff »anonym« eine Lösung für ein damit verbundenes Problem darstellt und dabei selbst wiederum einen Wirklichkeitsbereich mit einem neuen Begriff »tauft«.

### *Die Anarchie der Textwelt*

Wie lässt sich der Vorgang fassbar machen, dass Werke nun unversehens als defizitär erscheinen, wenn sie keinen Verfassernamen tragen? Wie kommt es zu einer neuen Konstellation, in der die Texte systematisch mit Namen markiert werden, die im Text kaum Gegenstand sind? Oder anders ausgedrückt, wie kommt es zu einer *Problematisierung* der Urheberschaft? Problematisierung meint hier im Sinne Bachelards, dass »Doktrinen des Wiedererkennens« nicht mehr funktionieren,<sup>76</sup> dass Bereiche und Verhältnisse, die zuvor fraglos Sinn ergaben, somit noch keinen Grund zur Reflexion boten,<sup>77</sup> unversehens ihre »Vertrautheit« verlieren.<sup>78</sup> Etwas tritt dann aus seiner unmittelbaren Unauffälligkeit heraus, ein Bereich erscheint, der Aufmerksamkeit erregt, von Diskussionen, Erörterungen begleitet, die wiederum zu Untersuchungsanordnungen führen, zu neuen Praktiken, die letztendlich auch einem begreifbaren wahrnehmbaren Phänomen zur Existenz verhelfen. Ein zuvor unmarkiertes Gebiet wird markiert: »Formen werden geschaffen, umrissen, neu kombiniert, es werden Fragen gestellt«, so beschreibt Michel Callon den Effekt der Problematisierung.<sup>79</sup> »Problematisierung« bedeutet also nicht die Darstellung eines zuvor existierenden Objekts, genauso wenig wie die Erschaffung eines nicht existierenden Objekts.<sup>80</sup> Vielmehr wird etwas aufgrund eines Vorliegenden eigentlich erst konstituiert. Problematisierung heißt in diesem Sinn, Neues zu schaffen. Und dieses Neue kann auch etwas sein, das selbst als namenlos bezeichnet wird.

76 Vgl. auch den Abschnitt *Der Begriff der Problematik* in Bachelard 1993, S. 144.

77 »Une phénomène immédiat ne pose pas de problème«, Bachelard 1968, S. 57.  
Zur breiteren Diskussion dieses Konzepts siehe Maniglier 2012.

78 Vgl. auch die Verwendung des Begriffs in Foucault 2005d, S. 733.

79 Callon 2006, S. 64.

80 Foucault 2005c, S. 825.

Das heißt im übertragenen Sinne, dass Schriftstücke, die ohne Angabe zur Herkunft zirkulierten, nun Anlass zur Artikulation, Reflexion, Erörterung geben. Es entsteht ein Laboratorium der Suche nach Ordnung in den textuellen Artefakten, in all den möglichen Verbindungen, Anschlussfähigkeiten, die etwas zur Realität erheben. Dass eine solche Bewegung der Problematisierung in Gang gesetzt wird, unterliegt sowohl sozialen, ökonomischen wie politischen Prozessen, aber das, was in Gang kommt, so Foucault,<sup>81</sup> lässt sich nicht volumnäßig auf diese Faktoren zurückspiegeln; dies gilt auch für Problematisierung der Herkunft der Texte, der emergierenden Autorschaft, für die Durchsetzung des Buchdrucks und die Verbindung zwischen diesen Bereichen.<sup>82</sup>

Und mehr noch, einmal in Gang gesetzt, mit bestimmten Intentionen, mit Interessen und Begehrten, zeitigen sich auch Nebenfolgen, im Falle der Emergenz der Autorschaft, dass ein neuer unmarkierter Bereich der Texte nunmehr relevant wird. Es bringt neben dieser Emergenz auch das Anonyme hervor. Denn die Frage, wer hinter den starren Namenszeichen steht, beantwortet nicht notwendig die Frage, in welcher Verbindung dieser Name mit dem Text steht.<sup>83</sup> Exakt für diese instabile Stelle (für diese Verschiebung des »Autors« zwischen Akteur und Aktant), die eine zweifachen Individuation von Text und Urheberschaft immer schon voraussetzt, interessierte sich Michel Foucault in seiner berühmten Rede zur Frage, was ein »Autor« sei. Dieser vielfach zitierte und kommentierte Text interessiert hier vornehmlich wegen einer später hinzugefügten Fußnote, die einen Schlüssel zum Verständnis von Anonymität enthält, der aber erst im Kontext der Rede selbst erkenntlich wird.

Foucault dividiert zwei Konzepte auseinander, die oft miteinander vermischt werden:<sup>84</sup> Er trennt den Autor als konkreten Menschen von der Autorfunktion, die den Platz des Autors in einem größeren Zusammenhang der Texte bestimmt. Das empirische, »konkrete« Individuum klammert Foucault damit aus methodischen Gründen aus. Freilich, könnte man entgegnen, so einfach trennen lassen sich diese beiden Instanzen nicht, denn sonst hätte die Autorfunktion nicht die Form eines Eigennamens angenommen, der den Text signiert, aber auch ein bestimmtes, namentliches Individuum bezeichnet. In diesem Spannungsfeld liegt aber gerade, wie zu zeigen ist, das Moment der Problematisierung unsignierter, später »anonymer« Schriften.<sup>85</sup>

81 Foucault 2005d, S. 733.

82 Siehe auch Eisenstein 1999, S. 170. Callon spricht in diesem Zusammenhang von »Kräften der Problematisierung«, die sich auf nicht deduktiv erschließbare Weise formieren, vgl. Callon 2006, S. 53.

83 Iser 2003, S. 230.

84 Agamben 2005, S. 58.

85 Gleichzeitig mit diesem Diskurs um das Verschwinden der Autorschaft (und Foucaults Einwurf) entsteht bezeichnenderweise auch eine verdichtete litera-

Unter Autorfunktion versteht Foucault letztlich ein Prinzip der Organisation einer Menge von Texten über die Instanz eines Verfassernamens. Dieses Ordnungsprinzip erscheint als keineswegs zwingend: Textmengen können über die Autorfunktion organisiert werden oder nicht. Mit anderen Worten: Die Organisation nach Autorennamen ist »charakteristisch für die Zirkulations- und Funktionsweise bestimmter Diskurse innerhalb einer Gesellschaft«.<sup>86</sup> Der Name des Autors, entlang auch der hier diskutierten Ansätze, ist für Foucault für sich genommen inhaltlich bedeutungsleer. Entsprechend lässt sich diese Nullstelle hinsichtlich der Frage, wer ein Urheber eines Textes ist, unterschiedlich »füllen«. Der Autorennname, der bloß die Maske eines rigidien Designators verkörpert, ist tatsächlich variabel ersetzbar durch ein tatsächliches Kollektivsubjekt,<sup>87</sup> oder auch nur durch ein imaginäres wie Klassen, oder Milieus, die gleichsam durch den Autorennamen hindurch sprechen.<sup>88</sup> Die Erfüllung der Autorfunktion kann nicht nur über ein Einzelsubjekt wahrgenommen werden, das damit bezeichnet wird, sondern an Stelle des Autors vermag ein Geschlecht, ein sozialer Stand, der Volksgeist, ja selbst die »écriture«<sup>89</sup> als Stil einer Zeit figurieren, respektive ergänzend erscheinen, sodass hier der Name lediglich zum Indiz einer umfassenderen Identität gerät.

Allerdings herrscht in den verschiedenen Wissensgebieten ein unterschiedliches Ordnungsbedürfnis, so die mittlerweile klassische These, und deshalb gestaltet sich die Autorfunktion in diesen auch unterschiedlich: Kurstafeln der Börse haben keine Autoren, Romane schon.<sup>90</sup> So lassen sich Wissensgebiete, deren Texte mit einem Verfassernamen signiert werden, von jenen Bereichen unterscheiden, die gar keine Autorschaft kennen und etwa die alltäglichen Gebrauchstexte umfassen. Ein Zettel, den man von der Straße aufliest, ist wohl von jemandem geschrieben worden, aber man weist ihm keinen Autor zu. Auch bei einem einfachen Brief kann man schwerlich von Autorschaft sprechen, obwohl der Text namentlich unterzeichnet ist.<sup>91</sup> Dagegen zelebriert das literarische Feld das Konstrukt der Autorschaft eigentlich. Dieser Überbau, die Logik des literarischen oder wissenschaftlichen Feldes, weist dem Konstrukt »Autor« erst einen wei-

terwissenschaftliche Diskussion um anonyme Literatur, siehe Mulsow 2006, Fn. 3.

86 Foucault 2003d, S. 245.

87 Deseriis 2015.

88 »Dans cette perspective, les relations entre l'œuvre vraiment important et le groupe social qui – par l'intermédiaire du créateur – se trouve être en dernière instance, le véritable sujet de la création sont du même ordre que les relations entre les éléments de l'œuvre et son ensemble«, so sagt Goldmann 1964, S. 342 f. Bezuglich der Frage, inwiefern eine Ethnie (race) als Stimme, als unsichtbarer Autor zu fungieren vermag, vgl. die Arbeit von Griffiths 2002.

89 Foucault 2003d, S. 242.

90 Ebd., S. 244.

91 Ebd., S. 245.

tergehenden Sinn zu. Die Frage, die McKenzie aufgeworfen hat,<sup>92</sup> findet als je nach Wissensgebieten unterschiedliche oder gar keine Antwort.

Es ist unschwer zu erkennen, dass es das Feld der Literatur ist, in dem die Autorfunktion vollumfänglich zum Tragen kommt, ja zum entscheidenden Mittel seiner Organisation gerät. Dies zeigt sich darin, dass »literarische Anonymität ... uns unerträglich« erscheint, so Foucault, sie werde nur als »Rätsel« akzeptiert, das sogleich das Spiel hervorbringe, den Autor aufzudecken.<sup>93</sup> Diese Gebiete beschäftigen sich von allen Diskursen am ausdrücklichsten mit Fiktionen, sie bilden in gewissem Sinne ihre »raison d'être«. Wozu dient dann diesbezüglich Autorschaft? Beinahe versteckt in einer Fußnote, die in der von Daniel Defert herausgegebenen Variante des Vortrags<sup>94</sup> nachgetragen ist, formuliert Foucault die in diesem Zusammenhang entscheidende Hypothese. Hier spricht Foucault von einer »Regulation von Fiktion« als Notwendigkeit jeder Gesellschaft. »Wie lässt sich die große Unsicherheit, die große Gefahr, durch die die Fiktion unsre Welt bedroht, bannen?«, fragt er und erkennt: »Die Antwort ist die, dass man sie durch den Autor bannen kann. Der Autor macht eine Begrenzung ihrer krebsartig wuchernden Ausbreitung möglich«, die sich schlicht als bedrohlich für die Ordnung der Welt erweist, so Foucault.<sup>95</sup>

Diese These lässt sich auch in einem anderen programmatischen Text zur Autorschaft rekonstruieren, verfasst von Roland Barthes: »Sobald ein Text einen Autor zugewiesen bekommt, wird er eingedämmt, mit einer endgültigen Bedeutung versehen, wird die Schrift angehalten«.<sup>96</sup> Der »Regulation von Fiktionen« im Sinne Foucaults kommt allerdings eine breitere Bedeutung zu: Sie dient der Eindämmung der subversiven freien Fluktuation von Ideen in der Gesellschaft selbst. Oder anders gesagt, die Ordnung der Texte ist dabei selbst schon eine gesellschaftliche Institution, die nicht nur Fiktionen, Ideen, Imaginäres erzeugt, sondern eben auch reguliert. Es sei »reiner Romantizismus, sich eine Kultur vorzustellen, in der

92 McKenzie 1986.

93 Die Autorfunktion kann auch in einem Wissensgebiet eigentlich wechseln, so Foucault: Es galt in den Naturwissenschaften, dass ein Text nur Autorität erlangte, wenn er einen persönlichen Autor als Bürge besaß, während zuvor literarische namenlose Schriften wie gesehen kein Problem darstellten. Doch, so Foucault, es ereignete sich ein eigentlicher Chiasmus, bei dem auf dem literarischen Feld der Autor eines Textes zur hochstilisierten Figur wurde, während man 17. Jahrhundert wissenschaftliche Texte als solche akzeptierte, »in der Anonymität einer etablierten oder immer wieder neu zu beweisbaren Wahrheit«, siehe Foucault 2003d, S. 247. Vgl. auch Dastons Arbeit über Objektivität, die dieselbe Entwicklung in den Naturwissenschaften beobachtet, aber mit dem Konstrukt der Objektivität, also Perspektivenunabhängigkeit, in Verbindung bringt, Daston 2001.

94 Foucault 2003d, S. 260.

95 Ebd., S. 259.

96 Barthes 2000, S. 191.

die Fiktion absolut frei zirkulierte«,<sup>97</sup> so Foucault. Fiktionen gefährden immer auch eine gewohnte Welt, indem sie andere mögliche Welten imaginieren. Sie drohen die symbolische Ordnung zu destabilisieren. Ihre Rückbindung auf einen Autor lässt sich auch als Versuch der Begrenzung der Subversion durch einen Überschuss an möglicher Bedeutung, die in jedem Text potenziell enthalten ist, verstehen. Die Instanz des Autors fungiert dahingehend nicht nur als eine Ordnungsinstanz, sondern auch als Disziplinierung, um dieses Fiktive wieder in die symbolische Ordnung zu integrieren, und sei es auch nur aufgrund des ökonomischen Prinzips der Übersicht. Jedenfalls lässt sich über Biografien, die Psychologie oder den soziologischen Ort des Autors auch die Botschaft interpretieren, verstehen, erklären, oder: normalisieren.

Denn der Name eines Autors, besonders, wenn der Text Bestandteil eines »Werks« ist, legitimiert nicht nur die Fiktion, er rationalisiert sie auch, über die Werkexegese erscheint der signierte Text eines Autors »mit Namen« als Bestandteil eines logischen Ganzen. In den Worten Foucaults selbst: »Der Autor« ist keineswegs eine schöpferische Instanz, »er ist ein bestimmtes funktionelles Prinzip, durch das man in unserer Kultur begrenzt, ausschließt, auswählt, selegiert: kurz, das Prinzip, durch das man der freien Zirkulation, der freien Manipulation, der freien Komposition, Dekomposition und Rekomposition der Fiktion Fesseln anlegt«.<sup>98</sup>

Wenn also die Literatur die Fiktionen erzeugt, die das Potenzial tragen, die Ordnung des Wissens zu destabilisieren, zu verwirren; wenn die Instanz des Autors die Funktion hat, die Fiktionen zu kontrollieren, und wenn die Markierung von Texten über Autorschaft gleichzeitig auch ein Feld der unmarkierten Texte erzeugt, dann wird es verständlich, dass die Problematisierung von namenlosen Texten im Bereich der literarischen, philosophischen, just der spekulativen Texte einsetzt. Denn es sind jene Texte, die das Wissen in Zirkulation bringen, die bestehende Ordnung sei nicht notwendig die natürliche, ewig gegebene, göttlich verordnete. Doch damit eine verschriftlichte Fiktion überhaupt zu einem Rätsel gerät, bedarf es zunächst, die Rahmenbedingungen so zu ändern, dass der Text überhaupt bemerkt wird. Das heißt, bereits auf dieser minimalen, technischen Ebene stellt die Problematisierung eines Textes als »anonim« nicht bloß nur die Markierung einer Abwesenheit dar, eine Leerstelle, sondern formt gleichzeitig eine neue Positivität und damit eine neue Aufmerksamkeit. Es ist ein Hinzufügen von etwas Zusätzlichem – Ausdruck eines Dispositives, das die Aufmerksamkeit auf den Text lenkt. Die unscheinbare Bezeichnung »anon.«, mit der alles beginnt, bezeichnet also nicht nur Abwesenheit, sondern ein positives Wissen: über etwas, das scheinbar nicht in eine Ordnung eingebunden ist. Eigentümlicherweise ist diese Problema-

97 Foucault 2003d, S. 259.

98 Ebd., S. 259.

tisierung aber nicht alleine mit Jägerinstinkten und diskurspolizeilichen Intentionen verbunden, sondern ergibt sich als wohl nicht intendierter Nebeneffekt der Ordnungspraktiken selbst. Es lassen sich gleichsam drei Fluchlinien identifizieren, die letztlich zur Kategorie der anonymen Texte führen: die veränderte Produktions- und Zirkulationweise von Texten; die Zensur, die die neue Zirkulation von Wissen und Fiktionen kontrollieren möchte, sowie die Sortierungspraktiken der frühen Wissenschaften, um die Übersicht über die sich mehrende Menge von Schriften zu behalten.

Dieser Vorgang lässt sich untersuchen, wenn mit einer gleichsam archäologischen Perspektive ganz material das Entstehen der Markierung von Texten mit Diskurspartikeln wie »anon.« oder »anonym«, »anonymus« beobachtet wird, die zur Kennzeichnung eines bislang Unmarkierten dienen.

### *Zensur und Ordnung*

Wie gesehen, stellt die unbekannte Verfasserschaft vor der Neuzeit im Allgemeinen kein Problem dar. Die heute gängige Ordnung und Klassifikation von Texten über systematische alphabetische Indices nach Namen oder Titel lag dem Denken des Mittelalters weitgehend fern. Zugleich standen hohe Kosten von Schreibmaterial der effizienten Erstellung von Karteikarten und logischen Listen entgegen. Wissen war in den Bibliotheken des Mittelalters noch nach persönlicher und lokaler Eigenart geordnet.<sup>99</sup> Es muss also etwas geschehen, damit dieses System nicht mehr funktionierte. Das naheliegende ist, dass die textuellen Artefakte in so großer Zahl auftauchten, dass sie nicht mehr übersehen werden konnten.

Die steigende Produktion von Schriften, die schon im Hochmittelalter einsetzte, forderte dieses mittelalterliche Archivierungs- und Ordnungssystem tatsächlich heraus.<sup>100</sup> Die Manuskriptproduktion steigerte sich aufgrund von Innovationen wie dem Papier,<sup>101</sup> aber auch der Entwicklung von Techniken, um im Schnellverfahren Skripte in den Schreibstuben zu kopieren. Auf diese Weise ließen sich auch ohne Druckerresse Auflagen bis zu 250 Exemplaren erzeugen.<sup>102</sup> Der Buchdruck stellt für Braudel denn schlicht die Fortsetzung einer bereits vorbereiteten Strömung in der Erzeugung von Texten dar.<sup>103</sup> Seine Etablierung lässt sich als Ausdruck einer Gesellschaft lesen, die sich in unterschiedlichsten Bereichen im Aufbruch befand, und ist nicht bloß Effekt einer technischen Innovation.

Le Goff sieht eine der Gründe für diese deutliche Zunahme der Buchproduktion vor dem Buchdruck in dem entstehenden Universitätssys-

99 Eisenstein 1979, S. 90 f.

100 Buringh und Luiten van Zanden 2009.

101 Neddermeyer 1998, S. 453.

102 Braudel 1985, S. 432.

103 Ebd., S. 436.

tem.<sup>104</sup> Die Universitäten begannen sich selbst zu organisieren,<sup>105</sup> sie lösten sich damit zumindest partiell aus der Sphäre der Religion heraus. An den neuen Universitäten waren ganz andere und schnellere Produktionsbedingungen gefragt: Vorlesungen wurden mitgeschrieben und mussten veröffentlicht werden. Dies erforderte eine schnellere Zirkulationsweise. Ein breiteres Publikum benutzte die Bücher und dies sehr intensive. Ein breiteres Publikum benutzte die Bücher und dies intensiver. Die Zahl der Leser und Leserinnen an abendländischen Universitäten stieg kontinuierlich an.<sup>106</sup> Das Format der Bücher passte sich dieser neuen Gebrauchsform an. Eine neue Form von Buch entstand, das »universitäre Buch«, das ganz anderen technischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Rahmenbedingungen gehorchte. Die Bücher wurden entlang dieser akademischen Kultur auch transportabler. Sie verkleinerten sich, wurden handlicher, eigentlich aus ihren früheren Archiven herausgelöst, begannen leichter zu zirkulieren, ließen sich auch leichter verbergen.<sup>107</sup>

Die Einführung einer neuen Schrift,<sup>108</sup> der gotischen Minuskelschrift, führte zu einer effizienteren Produktionsweise, das Schilfrohr wurde durch den Gänsekiel als Schrebinstrument abgelöst, was ebenfalls einfacheres Arbeiten am Text ermöglichte. Dadurch verbilligten sich die Bücher enorm, wie Buringh und Luiten van Zanden zeigen.<sup>109</sup> Dieses entstehende Milieu rief in der Folge weitere Phänomene hervor. Um die Universitäten herum bildete sich ein eigentliches »Volk von Schreibern«, das sich der »industriellen Textproduktion« widmete, meist mittellose Studenten, die sich ihren Lebensunterhalt verdienen mussten und in das erwachende universitäre System und sein Wissen eingebunden waren, aber keine hinreichende kulturelle Anerkennung besaßen,<sup>110</sup> eine in soziologischer Sicht klassisch »statusdiskrepante« Position, die seit jeher zu subversiven Neigungen prädestinierte, und für Neues, auch neue Technologien offen war.<sup>111</sup> In diese Entwicklung griff der Buchdruck ein, auf unterschiedliche Weise, sie kontinuierlich und zusehends beschleunigend. Dieser Prozess führte zu einer Entflechtung von Produzenten, Lesern und Besitzern von Büchern, zur Auflösung eines alten Milieus, in dem Bücher ebenso bekannt waren wie Personen, die sich damit beschäftigten.

In diesem Sinne ist es wesentlich, dass der Buchdruck sich allmählich von dem Modell handschriftlich verfasster Bücher löste und seine Produktionsweise ebenso wie die Ergebnisse sich standardisierten. Die Tech-

104 Le Goff 1987, S. 92–94.

105 Stichweh 2014.

106 Braudel 1985, S. 432.

107 Le Goff 1987, S. 93.

108 Ebd., S. 93.

109 Buringh und Luiten van Zanden 2009.

110 Le Goff 1987, S. 94.

111 Lenski 1966, S. 409 f.

niken der Typografie bedeuteten längerfristig eine »Normalisierung« der Schriften.<sup>112</sup> Das Ausmaß der Verzierungen nahm ab, die sie als singulär kennzeichneten.<sup>113</sup> Ein industriell hergestellter Text, mit seinen unpersönlichen vorgefertigten Lettern verwischte die Merkmale seiner Herkunft viel stärker als ein Manuskript, das aufgrund seiner individuellen Merkmale enger auf sein Herkunftsmitieu, das Skriptorium, verwies. Zugleich war die Buchproduktion nicht mehr an die Skriptorien gebunden, die Druckergesellen zogen mit ihrem Gerät in die Fremde, ließen sich nieder, wo auch immer es Arbeit für sie gab.<sup>114</sup> Die Maschinen, Werkzeuge und Herstellungsformen, die der Buchdruck erforderte, ließen sich zwischen verschiedenen Druckwerken austauschen.<sup>115</sup> Auf diese Weise wurde die Singularität von Werken aufgehoben, sie »virtualisierten« sich eigentlich zu einer potenziell unbegrenzt möglichen Zahl von Kopien, deren Manifestation räumlich und zeitlich nicht mehr gebunden ist,<sup>116</sup> und die Erzeugnisse auch immer weniger rückverfolgbar war.<sup>117</sup>

Konsequenterweise ging die Handschriftenproduktion im 15. Jahrhundert nicht nur markant zurück, in Europa von über 450'000 verzeichneten Werken im Zeitraum von 1460 bis 1469 auf rund 61'000 im Zeitraum von 1520 bis 1529.<sup>118</sup> Sie verlor auch ihren Modellcharakter. Währenddessen stieg die Zahl der Drucke von rund 60'000 im Zeitraum von 1450 bis 1459 auf rund 110 Millionen in den Jahren 1490 bis 1499 (in diesem Zeitraum wurden noch lediglich 126'000 Manuskripte verfasst).<sup>119</sup> Braudel wiederum berechnet für das Europa des 16. Jahrhunderts eine Gesamtauflage von 140 bis 200 Millionen gedruckter Bände, bei einer Zahl von lediglich etwas mehr als 100 Millionen Einwohnern.<sup>120</sup> Erstaunlicherweise bleibt aber der Anstieg der Produktion von Büchern – in Relation zur Bevölkerungszahl gesetzt – über die Zeit vom Mittelalter bis hin zur Reformation konstant, nur ging die Manuskriptproduktion auf Kosten des Drucks zurück. Die Buchrevolution bezog sich offenbar auf die Form der Produktion (und auf die Distribution) und weniger auf die Gesamtmenge der produzierten Werke.<sup>121</sup>

112 Martin 1982a, S. 465.

113 Le Goff 1987, S. 93.

114 Braudel 1985, S. 435.

115 Neddermeyer 1998, S. 362.

116 Zedelmaier 2011, S. 8.

117 Uchelen und Dijstelberge 2013, S. 791.

118 Neddermeyer 1998, S. 315.

119 Ebd., S. 388.

120 Braudel 1985, S. 435.

121 Buringh und Luiten van Zanden 2009, S. 425. Allerdings muss auf die enormen methodischen Schwierigkeiten bei einer solchen Abschätzung hingewiesen werden. Wann zählt eine Anzahl Seiten als Buch? Die Demografie, zur Abschätzung der Bevölkerungszahl, existierte bis in die Neuzeit nicht.

Ungeachtet dessen begann die neue Produktionsweise die bestehende Ordnung des Wissens zu untergraben. Gedruckte Bücher ermöglichten es, dass die Gelehrten sich exakt auf dieselbe Kopie des Buches berufen konnten, das sich gleichzeitig an mehreren Orten befand. Es entstand die Möglichkeit der kritischen Bezugnahme, Wissen konnte sich nun auf anderes Wissen einsichtig beziehen und setzte einen ungeahnten Akkumulationsprozess in Gang.<sup>122</sup> Die breitere Streuung, die kostengünstigere Produktion bedeuteten auch, im Vergleich zu den exklusiven Handschriften, eine größere Zugänglichkeit des Gedruckten. Dies ermöglicht es, die bestehende Herrschaft infrage zu stellen, beispielsweise aufgrund von Gesetzestexten, die nun breiter zugänglich wurden, später auch über die Debatten des Parlaments.<sup>123</sup>

Die Kirche, in deren Veranstaltungen wie Messen immer auch die Belange des Gemeinwesens kommuniziert wurde, verlor zusehends das Monopol über die Kommunikation von allgemein Relevantem, nachdem sich bedeutsame Informationen auch anders verbreiten ließen, beispielsweise über Flugschriften.<sup>124</sup> Konflikte zwischen Adel und Kirche, wie Exkommunikationen, wurden nun öffentlich zertifiziert und kommuniziert.<sup>125</sup> Der Buchdruck verstärkte damit die Entwicklung, die Georg Simmel schon im schriftlichen Verkehr erkannt hatte: nämlich die Objektivierung von Wissen jenseits eines Individuums, damit verbunden die Erzeugung einer *potenziell* unbegrenzten Zugänglichkeit (oder Öffentlichkeit), weil das Wissen weniger an einzelne Menschen gebunden blieb.<sup>126</sup> Wissen wurde nicht nur zugänglicher, so Eisenstein, sondern auch gefährlicher.<sup>127</sup>

Doch zu den politischen Folgen gesellten sich auch soziologische Konsequenzen, weil nun viele Bücher in identischer Weise an verschiedensten Orten lagerten und zugleich viel mehr Leute ein identisches Exemplar und zugleich viel mehr Bücher besitzen konnten. Wissen blieb wortwörtlich nicht mehr in Truhen eingeschlossen.<sup>128</sup> Der Nexus zwischen Menschen über Bücher veränderte sich, damit zwischen einzelnen Menschen untereinander und zwischen den Wissensbeständen selbst. Die umfassende Verbreitung identischer Informationen stellte allmählich eine »unpersönliche« Verbindung zwischen Menschen her, die sich gegenseitig unbekannt blieben, umso mehr die Drucke sich standardisierten und sich vom Herstellungskontext lösen konnten, so Eisenstein.<sup>129</sup> Anders ausgedrückt: Es entstand eine »Entpersönlichung« des symbolischen Austauschs.<sup>130</sup>

122 Eisenstein 1979, S. 124.

123 Ebd., S. 116, 129.

124 Ammon und Harms 2002.

125 Eisenstein 1979, S. 131.

126 Simmel 1992, S. 379–381.

127 Eisenstein 1979, S. 116.

128 Schlägl 2008, S. 197.

129 Eisenstein 1979, S. 113.

130 Simmel 1992, S. 379–381.

Diese Transformation des Wissens, gerade wegen der breiteren Zugänglichkeit und *Unpersönlichkeit*, verlangte auch nach neuen Formen der Authentifikation, die bei der direkten, mündlichen Überlieferung noch nicht erforderlich war.<sup>131</sup> Zusätzlich führte die schiere Menge des Gedruckten zu einem Problem der Einordnung der zirkulierenden Werke: Woher kommt es, wer hat es? Zusammengefasst: Es entstand ein neues Problem der Regulation von Wissen und Fiktionen, das durchaus die bestehende und neu entstehende Ordnung zu destabilisieren vermochte, wie sich zeigen wird, sofern es sich nicht kontrollieren ließ. Es meldete sich ein Begehrten und ein politischer Wille, die neue Anarchie von Ideen, die sich in den Texten unklarer Herkunft vermittelte, wieder gesellschaftlich einzubinden.

### Indices und die kirchlichen Ordnungspraktiken

Die drohende Destabilisierung des legitimen Wissens, die Delokalisierung und neue Zirkulationsweise von Texten ruft eigentlich nach einem neuen Koordinatensystem, nach neuen Techniken der Registrierung und Orientierung, wie Henri Jean Martin zeigt.<sup>132</sup> Die Versuche, die neue Menge von Büchern auf traditionelle Weise zu ordnen, scheitern zusehends. Der sichtbare Ausdruck dieser Suche nach Ordnung findet sich in der neuen Art und Weise, Bücher zu organisieren, zu indizieren, i.e. zu markieren.<sup>133</sup>

Das Entstehen der modernen Bibliografie antwortet damit, so Martin, auf die gestiegerte Buchproduktion und die Existenz einer nicht mehr überschaubaren Menge von symbolischen Objekten.<sup>134</sup> Die Bibliothekskataloge entwickeln sich zu einem Experimentierraum, neben den entstehenden Enzyklopädien, um das Wissen zugleich zu ordnen und damit zugänglich zu machen. In diesem textuellen Laboratorium entstand die moderne Bibliografie als eine Art Okular zur Schaffung von Übersicht über die neue Vielheit von Texten.<sup>135</sup> Doch die Suche nach einem begründbaren und praktikablen System, lässt konsequenterweise auch etwas übrig, das nicht in das System passt, das irgendwie aussortiert werden muss, aber dennoch noch vorhanden ist,<sup>136</sup> sodass es sich letztlich im Purgatorium des Aussortierten, aber dennoch Vorhandenen sammelt, das schließlich auch einen eigenen Namen erhält.

Um das daraus resultierende Ordnungsproblem irgendwie zu meistern, wurde nun zusehends mit einer alphabetischen Ordnung der Werke experimentiert. Doch die systematische Ordnung der Bibliografie musste

131 Assmann, Hardmeier und Assmann 1983, S. 276.

132 Martin 1982b.

133 Ebd., S. 434.

134 Ebd., S. 437.

135 Ebd., S. 434.

136 Bowker und Star 2000.

sich erst durchsetzen.<sup>137</sup> Denn sie verstieß nicht zuletzt gegen die Regeln vorheriger Wissensordnungen: Intelligible Ordnungen, wie die alphabetische Ordnung der Namen, hatten als Antithese zur Vorstellung einer vernünftigen, natürlichen Ordnung gegolten, die sich durch eine immanente Hierarchie und Chronologie und einer Orientierung an Ähnlichkeiten und Differenzen auszeichnete. Mit anderen Worten gesagt, die alphabetische Ordnung von Büchern widersprach schlicht der göttlichen Ordnung des Wissens. Mehr noch, die neue, unabhängiger Produktion und die neue Zugänglichkeit von Texten ließ auch Wissen in Zirkulation bringen, das bislang verschüttet war. Die Literatur der griechischen Klassik wurde wieder ausgegraben und vervielfältigt, forderte so den christlichen Kanon heraus.<sup>138</sup>

Diese »utilitas«, die leichtere Erreichbarkeit und Überschaubarkeit von Texten, war der Kirche und der Theologie zunächst durchaus willkommen, die Verbreitung religiöser Schriften schien erleichtert.<sup>139</sup> Die katholische Kirche begrüßte den Buchdruck sogar enthusiastisch als »art divin«.<sup>140</sup> Was seitens der Klöster und Kirchen dann allerdings zur Be- sorgung Anlass gab, war nicht nur, dass die »spirituelle Seite« der Hand- schriftlichkeit,<sup>141</sup> die Präsenz des religiösen Wissens im singulären Akt des Schreibens, nicht mehr in gleicher Weise gegeben war. Neben dem göttlichen Wort drohte auch die Existenz subversiver Schriften wahrnehmbar zu werden – eine paradoxe Konsequenz der Indices, die eigentlich zu deren Bannung gedacht waren. In dem ersten, auf den Buchdruck bezogenen päpstlichen Erlass (es handelt sich um die Bulle *Inter multiplices*, verfasst von Alexander VI. im Jahre 1501) lässt sich die noch im Konjunktiv gehaltene Befürchtung lesen: »Die Buchdruckerkunst ist sehr nützlich, sofern sie die Vervielfältigung bewährter und nützlicher Bücher erleichtert; sie würde aber sehr schädlich werden, wenn sie zum Drucken verderblicher Schriften missbraucht würde«.<sup>142</sup> Da diese gefährlichen Praktiken sich offenbar schon ereigneten, drohte die Bulle den Druckern und ihren Gehilfen bei Strafe der Exkommunikation an, solche Schriften zu drucken. Alle Schriften seien vor dem Druck durch den Klerus zu prüfen. Als Adressaten der Kontrolle galten vornehmlich die Drucker, ihre Werkstätten, selbst die Übersetzer, während den Verfassern der Schriften noch keine größere Aufmerksamkeit zukam.<sup>143</sup>

Die Kirche suchte in der Folge den Überblick über die legitimen und gebannten Schriften zu behalten und diese zu kommunizieren. Die ersten

137 Rouse und Rouse 1982, S. 80 f.; Flanders 2021.

138 Braudel 1985, S. 436.

139 Thompson 2004, S. 56.

140 Minois 1995, S. 18.

141 Neddermeyer 1998, S. 351.

142 Zitiert nach Reusch 1883, S. 54.

143 Ebd., S. 85–88.

Indices der kirchlichen Zensur erwiesen sich schlicht als eine unsystematische Auflistung von Werken mit unterschiedlichen Angaben. Sofern Namen verwendet wurden, dann oft uneinheitlich oder falsch geschrieben. Reusch schreibt über eine der ersten englischen Indexierungen verbotener Bücher, die aus heutiger Sicht schon fast ironisch klingt: »Unter Heinrich VIII. wurden neun Verzeichnisse von verbotenen Büchern veröffentlicht, die man als Indices bezeichnen kann, wenn man davon absieht, dass die Bücher nicht in alphabetischer oder in einer andern Ordnung verzeichnet werden«.<sup>144</sup> Selbst das erste systematische Verzeichnis verbotener Bücher, der sogenannte »Löwener Index«, enthält zwar auch einen alphabetisch geordneten Teil verbotener lateinischer Schriften. Doch was dann schließlich geordnet erscheint, ist keineswegs konsistent geordnet: Alles was verfügbar war, Buchtitel, Vornamen, Zunamen, wurde irgendwie einsortiert, ohne auf systematische Vervollständigung zu achten.<sup>145</sup> Wurden die Indices in eine andere Sprache übertragen, multiplizierten sich die Fehler. Der Pariser Index übernahm viele Schriften und Namen, ließ andere weg und fügte neue hinzu,<sup>146</sup> zudem wurden Namen bis zur Unkenntlichkeit entstellt (»Vulpici Zironga« beispielsweise für »Ulrich Zwingli«).<sup>147</sup> Die Frage nach der Verfasserschaft wurde dann aber im Jahr 1546 anlässlich des Trienter Konzils problematisiert.<sup>148</sup> Diese Note wurde nach Paris überstellt, wo 1547 der Beschluss erging, dass keine theologische Schrift veröffentlicht werden dürfe, ohne den Namen und Vornamen des Verfassers zu Beginn des Buches aufzuführen – zusätzlich zur Angabe des Namens und des Orts der Druckwerkstatt.<sup>149</sup> Erstaunlicherweise hält dieser seltsam unpräzise Umgang mit Namen indes an, auch als die Zensur die Nennung des Verfassers verlangte.

Erst allmählich setzte die durchgehende Ordnung von Schriften nach Namen ein. 1494 schuf der Theologe Johann Tritheim einen Katalog von knapp 1'000 Autoren und 7'000 klassifizierten Titeln. Noch 1604 musste explizit darauf hingewiesen werden, dass das Erlernen des Alphabets für die Orientierung in der Textwelt unabdingbar sei.<sup>150</sup> Der erste vom Papst Paul IV. veröffentlichte Index verbotener Bücher, 1559 veröffentlicht, zeigte bereits den Kern einer Ordnung, die anonyme Schriften kennt.<sup>151</sup> Er umfasste drei größere Kategorien und war schon ansatzweise alphabetisch geordnet: »Auctores quorum libri & scripta omnia prohibentur«: Autoren, deren sämtliche Bücher verboten sind; »Certorum auctorum Li-

144 Ebd., S. 87.

145 Ebd., S. 115.

146 Ebd., S. 152.

147 Ebd., S. 167.

148 Ebd., S. 195.

149 Baillet 1690, S. 63.

150 Vgl. hierzu Eisenstein 1979, S. 91.

151 Reusch 1883, S. 1.

bri prohibiti«: einzelne Werke, deren Verfasser bekannt ist, und schließlich: »Libri prohibiti ab incerti nominis auctorib. compositi or Auctorú incerti nominis libri prohibiti«: Bücher mit unsicherer einzelner oder kollektiver Autorschaft.<sup>152</sup> Diese letzte Restkategorie trug noch keine eigene Bezeichnung, sie wird schlicht negativ definiert, hier sind alleine die Werke entscheidend. Doch wird die angesprochene zweifache Individuation als Voraussetzung von Ordnung deutlich: Es gibt einzelne Werke, die illegitime Fiktionen enthalten, und es gibt Autoren, die *generell* illegitime Fiktionen produzieren.

### Wissenschaftliche Ordnung

Das generelle, systematische Rätseln über die Verfasser von Schriften entstand indes nicht in der kirchlichen Praxis der Zensur, sondern, gemäß Taylor und Mosher,<sup>153</sup> über die systematische Arbeit des Zürcher Universalgelehrten Conrad Gessner (1516–1565) an einer universellen Ordnung des Wissens, konkreter in seiner *Partitiones theologicae* aus dem Jahre 1549.<sup>154</sup> Die Wissenschaftler sahen sich von der Zahl von Publikationen bereits im frühen 16. Jahrhundert zusehends überfordert. Anton Francesco Doni, der erste italienische Bibliograf schrieb: »Es gibt so viele Bücher, dass uns die Zeit fehlt, um nur die Titel zu lesen«. Er kompilierte deshalb kokett einfach viele zu einem.<sup>155</sup> Die Gelehrten dieser Zeit sahen sich unversehens einer wahrgenommenen Informationsflut gegenüber, die nach neuen Strategien der Bewältigung rief.<sup>156</sup> Gessner selbst hatte sich in seiner *Bibliotheca Universalis* über die »verwirrende« und »schädliche Fülle von Büchern« beklagt, ein Problem, das von den Gelehrten und den Adligen seiner Zeit angegangen werden müsse.<sup>157</sup> Die Wissenschaft suchte sich Übersicht zu verschaffen. Der Jurist Giovanni Nevizzano publizierte in Nyon ein Verzeichnis von bereits mehr als 10'000 Werken, die er systematisch klassifiziert hatte. Auch in der Medizin erschienen zu Beginn des 16. Jahrhunderts die ersten Bibliografien.<sup>158</sup> Die Verkettung von Texten mit der Gesellschaft der Individuen, die Ordnung der Verfasser also,

152 Pius IV 1564, S. 70.

153 Taylor und Mosher 1951, S. 88.

154 Gessner 1549.

155 Doni 1555, S. 7–8. Die Übersetzung wurde von Zedelmaier übernommen, der sich auf eine textidentische andere Ausgabe des Werks bezieht, siehe Zedelmaier 1992, S. 13.

156 Siehe dazu die umfassende Arbeit: Blair 2011. In der ersten Zukunftsutopie, Louis-Sébastien Merciers 1772 veröffentlichte Roman *L'an 2440*, träumt der Erzähler von einer schlichten Bibliothek mit ausgewählten Werken, während die erdrückende Menge schlechter, überzähligler Bücher, vornehmlich jene seiner Gegner, feierlich vernichtet werden, siehe Mercier 1982, S. 112.

157 Gessner 1545, S. 3, sowie Blair 2003, S. 11.

158 Vgl. auch Balsamo 1990; Zedelmaier 2011.

erfolgte in diesem frühen Stadium zwar bereits alphabetisch, aber noch nicht systematisch nach Namen.<sup>159</sup> Denn den frühen Bibliografen stellte sich die Herausforderung, so Taylor und Morsh, dass viele aktuelle und vor allem ältere Bücher noch kaum Informationen zur Einordnung der Werke trugen, vor allem nicht zur systematischen Klassifikation. Das Wissen um die Identität dieser Bücher vermittelte sich zuvor auf andere Weise, unter anderem auch über die mündliche Überlieferung. Je präziser die Erfassung der Schriften erfolgte, desto mehr stellte sich allerdings ein Ordnungsproblem, wie Taylor und Morsh nachzeichnen.<sup>160</sup>

Gessner versuchte dieser Überlastung, dem wahrgenommenen Chaos der Texte, eine universelle Ordnung des Wissens entgegenzuhalten. Wie er sämtliche Tierarten katalogisierte, von denen er hörte und las, oder die er selbst sah, so indizierte er alle Schriften, von denen er irgendwie Kenntnis erlangte.<sup>161</sup> Er intendierte eine eigentliche Naturgeschichte der Texte: ein umfassendes Projekt einer *Bibliotheca Universalis*, mit der er schlicht auch die moderne Bibliografie mitbegründete, als deren Vater er bezeichnet wird.<sup>162</sup> Unter seinem naturwissenschaftlichen Blick gibt es weder Stand noch Ehre, nach denen sich Werke und Wissen ordnen ließen.<sup>163</sup> Diesem universalen Anspruch folgend wollte Gessner Texte unabhängig der sozialen Stellung, der Lehrmeinung und der Religion ihrer Autoren erfassen.<sup>164</sup> Mit seinem sachlichen Blick ordnete er die Vielfalt der Bücher wie Lebewesen in Stammbäumen und brachte damit eigentlich ein neues System des Wissens aufgrund der wahrgenommenen »Natur« der Texte hervor.<sup>165</sup>

Die sich abzeichnende, weil effiziente und ökonomische Methode, die Bücher nach Verfasser alphabetisch zu ordnen, erzeugte allerdings das Problem, dass die vielen Bücher mit spärlichen Angaben zu ihrer Herkunft keinen systematischen Ort im Katalog aufwiesen.<sup>166</sup> Gessner löste das Problem, indem er zum einen die Bücher systematisch nach Namen ordnete, das andere Mal nach dem Alphabet der Sachbegriffe. Diese zwei Logiken wollte er zusammenführen, indem er wiederum einen übergrei-

159 Martin 1982b, S. 437.

160 Taylor und Mosher 1951.

161 Febvre und Martin 1984, S. 278.

162 Eisenstein 1979, S. 97 f.

163 Taylor und Mosher 1951, S. 88; Balsamo 1990, S. 30 ff.

164 Mayerhöfer 1965, S. 178.

165 Milt 1948, S. 584. Vgl. zum breiteren Kontext Gessners Suche nach neuen Wissensordnungen im Verhältnis zu ähnlichen Unterfangen auf anderen Gebieten die Arbeit von Siegel 2009, S. 344 ff. Giesecke sieht den Buchdruck als Ursache für einen solchen Universalismus. Der Buchdruck vervielfältigt die Informationen im Gegensatz zu den mittelalterlichen Skriptorien »ohne Rücksicht auf die gesellschaftliche Stellung des Informanten«, siehe Giesecke 1998, S. 282.

166 Mayerhöfer 1965, S. 180.

fenden Index erstellte, der die anderen integrieren sollte.<sup>167</sup> Damit erhielt der Konnex zwischen den verschiedenen Ordnungen entscheidende Bedeutung, um die Passage von einer Ordnung zur anderen zu ermöglichen. Doch dadurch ergab sich auch eine Schnittmenge, die leer ist: jene Bücher, die sachlich geordnet werden konnten, aber ohne Verfasser waren. Um diese Leerstelle zum Verschwinden zu bringen, suchte er die verfasserlosen Bücher jeweils Autoren zuzuordnen. Die erste systematische Liste der »entschlüsselten« verfasserlosen Schriften war entstanden.<sup>168</sup>

Auch wenn damit die verfasserlosen Schriften als bloße Anomalie erscheinen, der Begriff des Anonymen oder der Anonymität noch nicht auftaucht, hatte bemerkenswerterweise diese rein sachliche Problematierung von Namenlosem bereits politische Konsequenzen. Gessners Universalismus und die Unparteilichkeit des naturwissenschaftlichen Blicks, der gerade in der neutralen alphabetischen Ordnung der Werke und Autoren sich ausdrückte, verstießen gegen offizielle Ideologien, insbesondere der katholischen Kirche. Es entstanden gar katholische Gegenprojekte zu Gessners universeller Ordnung.<sup>169</sup> Mehr noch: Gessners Wissenstechnik spielte ironischerweise gerade der Kirche und ihren Kontrolltechnikern in die Hände. Sein Werk bot einen Wegweiser zum Wissen, das für die kirchlichen Kräfte eine Bedrohung darstellte. Denn Gessners Index erwies sich für die katholische Kirche als sehr bequeme Form, einen Kanon der legitimen Literatur und der verbotenen Bücher zu erstellen, er brauchte nur konsultiert, selektiert und dann kopiert zu werden.<sup>170</sup> Viele Bücher konnten als Konsequenz daraus nicht mehr gedruckt und in Umlauf gebraucht werden, schlicht weil Gessner ihre Existenz überhaupt entdeckt hatte und sie so dem Bannstrahl und der Ächtung erst aussetzte: Gessners Index bedeutete so, gerade gegenteilig zu seinem intendierten Sinn, auch eine Unterbrechung der Zirkulation und paradoxe Weise sogar den »kulturellen Tod« für viele Werke.<sup>171</sup> Ungeachtet dessen: Als Grund für die

167 Taylor und Mosher 1951, S. 88 f.

168 Ebd., S. 89.

169 Balsamo 1990, S. 46. Exemplarisch hierfür ist auch die *Bibliotheca selecta* des italienischen Jesuiten Antonio Possevino als »Instruktion des Wissens, des legitimen Wissens«, mit dem ein katholischer, hierarchischer Kanon der legitimen Texte erstellt wurde. Dieser Kanon konterkariert Gessners universalistischen Anspruch, siehe Zedelmaier 1992, S. 5.

170 Balsamo 1990, S. 45.

171 Ebd., S. 45. Letztlich minderte die produzierte Übersicht das umfassende Gefühl des Überschwemmteins durch Bücher und Texte keineswegs. Adrien Baillet, einer der entscheidenden Bibliografen Frankreichs, schrieb 1722 in seinem neunbändigen Monumentalwerk: »On a sujet d'appréhender que la multitude des Livres qui augmentent tous les jours d'une manière prodigieuse, ne fasse tomber les siècles suivans dans un état aussi fâcheux qu'étoit celui où la barbarie avoir jetté les précédens depuis la décadence de l'Empire Romain«, siehe Baillet 1722, S. 1. Ein kleines, kurzes Leben reiche nicht mehr

Erstellung gerade im Bereich der Theologie vermerkte Gessner, dass theologische Werke von größerer Bedeutung seien als andere Werke der Kunst und andere kulturelle Bereiche und deshalb größerer Sorgfalt bei der Einordnung bedürfen.<sup>172</sup> Die Grundlage für die systematische Erschließung anonymer Werke und damit des Konzepts »Anonymität« ist damit gelegt, aber alles andere als intendiert, ganz einfach aus wissenschaftlichem Interesse, die Übersicht zu behalten. Gut ein Dutzend Mal lässt sich der Begriff »anonym« in den *Partitiones theologicae* identifizieren. Typische Verwendung sind: »Autors anonymi, sed nostri temporis, circa annum 1540«; anonyme Autoren, die jedoch der Gegenwart entstammen, publiziert ungefähr 1540,<sup>173</sup> oder: »De vitis martyrum & spiritualium uirorum, Graecs liber anonymus in Vaticana bibliotheca«; vom Leben geistig freier Märtyrer. Anonymes Buch in griechischer Sprache, befindlich in der Vatikanischen Bibliothek.<sup>174</sup> Es deutet damit alles darauf hin, dass der Term und die Kategorie »anonym« erstmals im rein wissenschaftlichen Zusammenhang auftauchte, in dem Sinne, dass unsignierte Schriften ein Klassifikationsproblem darstellten. Das Anonyme ist so gesehen ein nicht intendierter Nebeneffekt von Ordnungspraktiken.

Was die Kirche selbst mit der Kategorie der Schriften ohne Verfasser anfangen sollte, war allerdings nicht von vornherein klar. In den Verhandlungen des Trierer Konzils von 1546 zur Zensur und Inquisition wurde der Vorschlag aufgeworfen, sämtliche Schriften ohne Kenntnis des Urhebers zu verbieten. Doch erging die Erwiderung, dass manche Schriften ohne bekannte Verfasser in großem kirchlichen Ansehen stünden, weshalb es keinen Grund gebe, sie zu verbieten, nur weil man den Verfasser nicht kenne.<sup>175</sup> Dies sollte sich schlagartig ändern. Es setzt eine eigentliche Jagd nach anonymen Schriften ein.

## 2.2 Subversion und Identifikation

Die Zensurpraktiken führen konsequenterweise zu einem neuen Umgang mit Wissen, beeinflussen seine Produktion und seine Zirkulation. Dabei basiert ihre Wirkmächtigkeit maßgeblich auf Wissenstechniken, die woanders, im universitären, wissenschaftlichen Bereich entwickelt wurden. Die katholische Kirche ging zu dieser Zeit allenfalls konsequenter und

aus, um sämtliche publizierte Literatur überhaupt überblicken zu können, erklärte er. Und ein göttlicher Kritiker respektive Zensor (censeur), der durch die Flut von Texten führe, um die Menschheit vor dem Rückfall in die Barbarei zu bewahren, sei leider nicht zu erwarten, deshalb schritt er zur Kommentierung der seiner Ansicht nach bedeutendsten Werke.

172 Taylor und Mosher 1951, S. 89.

173 Gessner 1549, S. 86.

174 Ebd., S. 149.

175 Reusch 1883, S. 197.

technischer vor – weshalb deren Zensurarbeit, in Form der Indices heute noch sichtbarer bleibt.<sup>176</sup> Es lassen sich damit zwei Vektoren identifizieren, die schließlich das Konzept des Anonymen hervorbringen werden. Sie besaßen unterschiedliche Ausgangspunkte, doch kreuzten sie sich in einer spannungsträchtigen Konstellation. Zum einen war es die wissenschaftliche Suche nach Ordnung, die den neuen Textraum markierte, um eine Übersicht zu erhalten: »Es gefiel mir eine neue Art der Verzeichnung anzuwenden, mit deren Hilfe der Leser selbst und leichter die Kenntnis der Bücher aus den Quellen erlangen kann«,<sup>177</sup> schrieb der Ersteller einer der ersten Buchverzeichnisse, Johannes Tritheimius, auf den sich Gessner immer wieder bezog. Die Erstellung einer kartografischen Übersicht der Texte ließ damit auch eine neue Form eines wissenschaftlichen Subjekts hervortreten, das autonom im Wissensraum zu agieren vermochte. Doch die zugrunde liegende Markierung erzeugte Unmarkiertes, das zunächst nur beiläufig als Restkategorie erschien: die Schriften und Drucke unklarer Herkunft, die aber dann die Aufmerksamkeit dieser »Leser selbst« auf sich zu ziehen begannen.

Der andere Vektor bezeichnet die Begehren der Hüter der moralischen Ordnung und des legitimen Wissens: die Kirche. Nach dem Konzil von Trient, das zum ersten Mal die Frage nach der namentlichen Herkunft der Schriften stellte, musste beinahe die ganze »République des Lettres«, die Gelehrtenwelt, von der öffentlichen Kommunikation in den »Untergrund« abtauchen und ihre Schriften und Kommunikationen klandestin verbreiten, so Eisenstein.<sup>178</sup> Das Kollektiv der Gelehrten war nun potenziell als Urheber von Häresien über die Drucke adressier- und zusehends identifizierbar. Die dahinterliegende Reorganisation von Wissen und Gesellschaft, vermittelt über Drück- und Organisationstechniken, erwies sich ungeachtet dessen als umfassend.

Die daraus resultierenden, nunmehr wahrnehmbar unmarkierten Schriften bildeten unversehens einen neuen Horizont des gesellschaftlich Imaginären, wie es Castoriadis definiert. Die Texte waren einerseits stets erkennbar Bestandteil bestehender und entstehender Institutionen der Gesellschaft selbst, ließen aber andererseits nur Spekulationen zu, woher sie stammten und wie sie sich einordnen ließen. Es entstand eine Art Parallelwelt, der immer wieder als eine Art Untergrund beschrieben wurde,<sup>179</sup> auch wenn er sich gleichsam inmitten der Gelehrtenwelt, der »République des Lettres«, etablierte und nicht in einer Art Souterrain der Gesellschaft. »Untergrund« lässt sich vielleicht im Sinne Goffmans als eine Art »Hinterbühne« begreifen,<sup>180</sup> den die Produzenten in bestimmten

176 Blair 2011, S. 231.

177 Zedelmaier 2011, S. 7.

178 Eisenstein 1979, S. 143.

179 Burke 1996; Darnton 1982; Eisenstein 1979, S. 143.

180 Goffman 1959, S. 112.

Situationen und Konstellationen aufsuchten, um ihre Identität nunmehr bewusst zu verschleiern, um bei einer anderen Gelegenheit mit einer anderen oder der wahren Identität wieder auf der Bühne der Öffentlichkeit zu erscheinen.<sup>181</sup>

Doch die Kontrolltechniken der Zensur konzentrierten sich zunächst nicht so sehr auf die Verfasser und deren komplexes Spiel des Verbergens, sondern auf das Offensichtliche: die Drucktechnik. Die neue Technologie war das Spektakuläre, das die Aufmerksamkeit der Kirche auf sich zog. Doch das Gedruckte war nur noch schwer rückverfolgbar: »A printed work [later than 1480] cannot be identified on the basis of material information derived from the work itself«, so eine fachwissenschaftliche Quelle noch um das 1900.<sup>182</sup> Mehr noch, die Beobachtung und Kontrolle der Druckwerke durch die staatlichen und kirchlichen Instanzen ließ die Drucker die eigene Identität, die Druckorte und die Druckmaschinen selbst verbergen oder unkenntlich machen. Zwischen 1526 und 1535 brachte der Verleger und Drucker Johan Hoochstraten die fiktiven Druckernamen »Hans Luft« (Marburg) und Adam Anonymus (Basel) als Herausgeber an, um die Herkunft und Urheberschaft seiner häretischen Schriften zu verschleiern. Es hatte notabene 400 Jahre gedauert, bis die Bibliografin Maria Kronenberg das Geheimnis lüften konnte.<sup>183</sup> Diese Praktiken der Täuschung von Druckernamen entstanden nicht ohne Grund. Bei den Schriften, deren Herkunft Hoochstraten verwischte, handelte es sich um Arbeiten, die die Kirche provozierten.

Der berühmteste aller klandestinen Drucker war allerdings der fiktive »Pierre Marteau« oder »Peter Hammer«, angeblich in Köln. Hinter diesem Namen verbargen sich die verschiedensten Drucker; der Name des Druckers wurde schlicht beliebig eingesetzt, um zu signalisieren, dass es sich um ein gefährliches Buch handelte, oder aber Elemente eines zukünftigen Skandals enthielt.<sup>184</sup> Peter Hammer läutete damit Praktiken der Camouflage mit Namen ein, die über die Zeit hinweg an Bedeutung gewinnen sollten und bis heute angewandt werden.<sup>185</sup> Sie ließen nicht nur die Frage offen, wer hinter einer Identität stand, sondern auch wie viele. Dem Namen »Adam Anonymus« der Basler Druckstätte kommt dabei etwas Exemplarisches zu: Er folgte bereits der Logik der Signierung der Werke und der damit verbundenen Individuationen, ironisierte sie aber. Damit verwendete Hoochstraten mit »Anonymus« einen damals erst allmählich auftauchenden »Namen« des Namenlosen, eigentlich eine nicht-rigide Bezeichnung einer Kategorie von Menschen, welche aber in Gestalt eines getäuschten Eigennamens eine eigene subversive Konnotation zukam, die da

181 Vgl. hierzu Raabe 1991, S. 56.

182 Zitiert nach Uchelen und Dijstelberge 2013, S. 791.

183 Kronenberg 1919.

184 Vgl. zu diesen Beispielen Taylor und Mosher 1951, S. 202.

185 Diese sind Gegenstand des zweiten Bandes der Untersuchung.

etwa meinte: »Vergesst es, uns zu identifizieren«. Gleichzeitig öffnete sich ein neuer Imaginationshorizont. Der fingierte Eigename Adam verwies auf die biblische Geschichte und erhielt damit eine schon fast prophetische Bedeutung, eine Ankündigung: »Lasst die Spiele des Täuschens und Verbergens beginnen«. Konsequenterweise konnte auch ein Druckort, eine Assemblage von Menschen, Maschinen und Örtlichkeiten, nach dieser Auffassung namenlos, »anonym« sein. Noch 1814 deklarierte eine Schrift mit dem bemerkenswerten Titel *De la censure et de la nécessité des censeurs dans l'intérêt même des auteurs*: »Je ne considérerais comme anonyme, que celui qui n'aurait ni le nom de l'auteur, ni le nom d'un imprimeur, ni celui d'un libraire.«<sup>186</sup>

Erst in einem zweiten Schritt fokussierten die Zensur und die rätselnde Gelehrtenwelt das Augenmerk auf die anonymen Verfasser selbst. Schon ein paar Jahrzehnte später, nach der erwähnten Anleitung zum Gebrauch der Zensur, fand sich in dem umfassenden »Dictionnaire« anonymer Literatur von Antoine-Alexandre Barbier die folgende Definition: »On appelle ouvrage anonyme celui sur le frontispice duquel *l'auteur* n'est pas nommé«.<sup>187</sup> Der Begriff der Anonymität wurde nunmehr alleine für fehlende Autorschaft verwendet.<sup>188</sup> Welche Gründe steckten hinter diesem Abwenden von den Druckstätten hin zur Identifikation der Autorschaft, wenn es um die Frage der Signierung der Schrift geht? Sie sind wohl nicht nur in den Eigenschaften der Drucktechnik zu suchen, sondern auch in den ökonomischen Konsequenzen des sich kommerzialisierenden Buchdrucks, respektive dem Ineinanderwirken dieser Faktoren, die zu einer Überforderung der Überwachung führten. Weil die Technik des Buchdrucks wie gesehen ein Unpersönlichwerden des Werks ermöglichte, erhöhte sie auch die Chancen für seine Zirkulation. Dabei spielt augenscheinlich auch die Quantität der Buchproduktion eine Rolle, die Legitives, Unspektakuläres in so großen Mengen produzierte, dass ein »anonymer« Markt entstand, der als solches kaum mehr hinsichtlich der subversiven Publikationen und Fiktionen auflösbar war.

Ein solcher Markt stellte eine zusätzliche Herausforderung für die Zensur dar. Drucker handelten über religiöse Grenzen hinweg ohne Skrupel miteinander, so Blair, während Kirchen und Staaten immer verzweifelter versuchten, die Produktion und Verbreitung von politisch, moralisch oder religiös gefährlichen Schriften zu kontrollieren.<sup>189</sup> Die Zirkulations- und Rezeptionsweise gedruckter Bücher gestaltete sich denn auch grundsätzlich anders als jener von Handschriften, Originalen oder manuell gefertigter Kopien in kleiner Zahl. Deren Rezeption blieb unter Kontrolle,

186 *De la censure et de la nécessité des censeurs dans l'intérêt même des auteurs* 1814, S. 27.

187 Hervorhebung von mir; Barbier 1872-79, S. 2.

188 Vgl. das Kapitel 2.3 beginnend auf Seite 173.

189 Blair 2011, S. 231.

indem Manuskripte gleichsam »in die Hand« gedrückt wurden. Die modular aufgebauten Druckmaschinen mit ihren beweglichen, austauschbaren Teilen ließen weniger Rückschlüsse auf den Produktionsort zu.<sup>190</sup> Das Buch selbst wiederum geriet zur Ware auf einem Markt, dessen Mechanismen selbst nicht mehr voraussehbar waren.<sup>191</sup> Wie Arnold Hauser in seiner *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur* darlegte, folgte die Publikation und Verteilung von Büchern je länger, desto mehr dem Warenverkehr erwachender kapitalistischer Gesellschaften. Die Produktion von Texten als »persönlicher Dienst« (an einem Mäzen oder an einem kirchlichen Würdeträger) wandelte sich zu einer »unpersönlichen Ware«.<sup>192</sup> Die Unvorhersehbarkeit der Marktlogik angesichts des selbst anonymen Publikums multiplizierte sich gerade auch, weil die unkontrolliert zirkulierenden Texte so völlig anders gelesen werden konnten als intendiert. McKenzie schlug sogar vor, dass die Geschichte des Buchdrucks unter dem Aspekt der gesteigerten Möglichkeiten der Fehlinterpretation gelesen werden müsste.<sup>193</sup>

In diesen neuen Marktlogik veränderte sich auch das Auftreten der Akteure. Die Buchdrucker agierten eigentlich als Kleinkapitalisten, versuchten ihre Werke zu verkaufen, und zwar aus Kapitalinteresse und nicht zwingend aus religiösen-ideologischen Motiven.<sup>194</sup> Der Konflikt zwischen Kontrolle und relativ freier Zirkulation entwickelte sich also nicht zwischen Zensur und Buchdruck, sondern allgemeiner angesichts einer ökonomischen Logik, die eine stabile Kommunikation zwischen Produzenten und Rezipienten unterließ.

Als Exempel für diesen Markt, der reguläre und clandestine Schriften angesichts eines beinahe unersättlichen, aber dispersen Publikums vermischt, lässt sich die Geschichte der *Société typographique de Neuchâtel* (STN) lesen, die von 1769 bis 1789 Frankreich auf raffinierte Weise mit Literatur aller Art versorgte.<sup>195</sup> Die Grenzen Frankreichs waren damals eigentlich gerahmt mit Druckereien, die das Land mit illegalen Drucken versorgten, wobei die STN in diesem Netzwerk eine herausragende Bedeutung erlangte. Ausgeklügelte, aber auch tödliche Schmuggelrouten verbanden die klandestinen Buchhändler Frankreichs mit den Verlagen an den französischen Grenzen.

Vielfach bestand das Angebot aus populären Werken der Aufklärung. Doch wesentlichen Anteil hatten bei den Publikationen, die die STN nach

190 Neddermeyer 1998, S. 362.

191 Ebd., S. 395 f.

192 Hauser 1953, S. 565.

193 McKenzie 1986.

194 Siehe dazu Braudel 1985, S. 431. Zum »Einfall« der Marktkräfte in die Buchproduktion siehe auch die Arbeit von Turnovsky 2010.

195 Die Darstellung der STN folgt folgenden Publikationen: *Bibliothèque publique et universitaire de Neuchâtel* 2005; Schlup 2002; Darnton 1982, Kap. 4.

Frankreich lieferte, auch brisante journalistische Recherchen, politische Pamphlete, anonyme Traktate, die heute der Vergessenheit anheimgefallen sind, aber damals wohl große Popularität genossen hatten.<sup>196</sup> Der Export dieser Art von Texten war zwar legal, doch angesichts der Umstände enorm schwierig zu bewältigen. Die Pakete mit Druckbogen (Ballots) wurden an der Grenze genau dokumentiert und plombiert.

Doch diese Kontrolle der Zirkulation, sowohl an der Grenze wie innerhalb Frankreichs, wusste die STN in gewissem Umfang zu umgehen. Die Herkunft der klandestinen Bücher wurde verschleiert, indem sie auch möglichst in den Mengen anderer Druckwerke versteckt wurden. Der Katalog der STN enthielt eine Kategorie sogenannter »Livres philosophiques«. Die meisten der Buchhändler erhielten den Katalog mit dem Vermerk »sans liv. phil.« Nur vertrauenswürdigen Korrespondenten waren Kataloge mit dem Vermerk »avec liv. phil.« vorbehalten. Sollten solche besonders brisanten »philosophischen« Bücher bestellt werden, mussten sie mit einem Kreuz (»X«) markiert werden, was auf Anweisung des Katalogs hieß: »Vous voudrez bien marier ces articles X dans les autres.« »Marier« meint hier, dass die Drückbögen der subversiven Literatur versteckt in den Drückbögen anderer Bücher vermischt werden sollten, so etwa auch Pornografie inmitten religiöser Werke,<sup>197</sup> schlicht in der Hoffnung, dass sie in der Menge der anderen Publikationen nicht entdeckt werden konnten.

Die STN verlor mit der Französischen Revolution ihre Grundlage und verschwand, wie sie aufgetaucht war, nachdem sie und ihr Netzwerk über Jahre hinweg floriert hatten. Ungeachtet dessen: Die Druckstätten als Ansatzpunkt der Kontrolle zu nutzen, scheiterte aus technischen Gründen, weil einerseits gedruckte Bücher kaum mehr rückverfolgt werden konnten – wenn ein Buch einmal eingetroffen war, blieb unbekannt, woher es stammte und wer es produziert hatte; andererseits aufgrund der entstehenden Marktlogik eines breiteren Buchmarkts, der die Kontrolle erschwerete, selbst für die Druckwerkstätte, die nicht wussten, wer die Abnehmer ihrer Werke waren und was sie damit taten.<sup>198</sup> Aus den potenziell vielen möglichen Verbindungen von Texten und Menschen wurde deshalb nach anderen Möglichkeiten gesucht, um die Texte wieder in die Gesellschaft und ihre Kontrollstrukturen einzubinden. Entsprechend begannen sich die Verwalter des legitimen Wissens zusehends auf ein anderes Konstrukt der Produktion zirkulierenden Fiktionen zu konzentrieren: nämlich auf die verborgene Identität der Verfasser der Schriften. Wie an zwei Beispielen, dem fiktiven Konstrukt von Geisterschreibern, den Neministen, und dem Traktat über die drei Betrüger, gezeigt werden soll, tritt damit die Figur der Autorschaft umso deutlicher hervor. Unabhängig der Tatsache,

196 Darnton 1982, S. 141.

197 Schlup u. a. 2002, S. 101.

198 Vgl. wiederum Darnton 1982, Kap. 4.

dass der Erfolg seiner Identifikation scheiterte, entwickelte sich die Identität der Verfasser zur Zielscheibe der Kontrolle – und etablierte damit einen neuen Vorstellungshorizont der Gefährdung von Ordnung wie auch eines Spiels des Verbergens und Entlarvens, das den intellektuellen Austausch dynamisierte.

### *Wider die Neministen*

Die gezielte Jagd nach anonymen Verfassern von Schriften setzte in der Auseinandersetzung unter den verschiedenen Richtungen der Reformation ein. Hier erhielten die anonymen Autoren zunächst einen absonderlichen Namen, die »Neministen«. Es war ein lutherischer Wissenschafter und Theologe, Johann Wigand (1523–1587), der den Begriff erfand. Nach Taylor und Mosher verfasste er eine erste systematische Erläuterung und »Theoretisierung« anonymer und pseudonymer Schriften.<sup>199</sup> Wigand stand in enger Verbundenheit mit einer ganzen Gruppe von Magdeburger lutherischen Theologen. Mit einem umfassenden editorischen Projekt, den sogenannten *Magdeburger Centurien*, wollten diese die Kirchengeschichte von den Anfängen des Christentums bis zu Martin Luthers Wirken neu schreiben, um damit die Reformation zu legitimieren. Das Aufspüren von Texten und Quellen stand diesbezüglich ganz im Kontext der aktuellen theologischen Auseinandersetzungen.<sup>200</sup> Doch diese Geschichtsschreibung bedeutete auch die Etablierung einer einheitlichen Entwicklungslinie der Ideen und das Aussondern von nicht Stimmigem. Dazu kommt, dass das reformatorische Schriftgut und die verschiedenen Positionen ja keineswegs ein einheitliches Gedankengut verkörperten. Der Buchdruck hatte nicht nur der schnellen Verbreitung der Ideen der Reformation gedient, sondern auch die Variation des Sagbaren erhöht und die Gelegenheit zur Kritik vermehrt. Es entstanden neue Mittel der Kommunikation wie Flugschriften,<sup>201</sup> die schnell unterschiedliche Positionen und Varianten der Interpretationen, aber auch Gegenpositionen und Streitschriften unter die Leute zu bringen vermochten.<sup>202</sup>

Die Inhalte der neuen Publikationstechniken waren alsbald auch gegen die reformatorische Bewegung selbst gerichtet und unterminierten ihre Stabilität. So sah sich die Magdeburger Gruppe in ihren Bemühungen um ein besonders reines Luthertum<sup>203</sup> immer wieder mit anderen Auffassungen über die reformatorischen Bewegungen konfrontiert, in Form einer Vielzahl von Schriften unterschiedlicher Art, von Büchern, Flugschriften, aber auch von unter der Hand weitergereichten Pamphleten. Diese

199 Taylor und Mosher 1951, S. 89.

200 Hartmann und Mentzel-Reuters 2005, S. 3.

201 Ammon und Harms 2002.

202 Febvre und Martin 1984, S. 289.

203 Wein 1942, S. 164.



Abbildung 2: Die mutmaßlich erste systematische Attacke auf unbekannte Verfasser: Wigands 1693 erschienene Schrift *Wider die Nemisten*. Lateinische Erstfassung 1576.

Schriften folgten nicht der neuen, von der (katholischen) Zensur eingeführten Regel der Nennung der Verfasserschaft, sondern verweigerten sie oder spielten mit ihr. Was Wigands Kampfschrift bemerkenswert macht, ist die Tatsache, dass er die verfasserlosen Schriften nicht einfach markierte wie Gessner, sondern ihr Zustandekommen erforschte. Er wollte mit der Denunziation ihrer Verfasser auch eine Hypothese zu ihrer Herkunft und zu ihren Motiven liefern. Dazu diente ihm ein gleichsam naturwissenschaftlicher Blick auf die Texte, der den moralischen Bannstrahl erst legitimieren sollte. Wigand fühlte sich einem ähnlichen strengen Empirismus und naturwissenschaftlichen verpflichtet wie Gessner. Selbst betätigte er sich zugleich als Naturforscher, lehrte Physik,<sup>204</sup> er legte Beschreibungen und Klassifikationen der Pflanzen seiner Umgebung an. Er gilt heute als »Preußens erster Botaniker«, der ein umfassendes Werk vorlegte.<sup>205</sup> Der Schwerpunkt seines Schaffens lag indes auf theologischem Gebiet.

204 Brecher 1897.

205 Wein 1942.

Dem Universalgelehrten erschien eine theologische Interpretation der Lehre Luthers und ein streng naturwissenschaftlicher Blick keineswegs als Widerspruch. Es ging ihm gleichsam um eine für ihn logische Klärung der protestantischen Lehre, die durch die Schriften unbekannter Herkunft gestört wurde. Das nicht Klassifizierbare, das Nebulöse, Schemenhafte unklarer Herkunft entgeht der Einordnung in ein stimmiges System. Die Bemühungen Wigands um ein »reines« Luthertum führten entsprechend dazu, dass er sich in beinahe sämtliche Konflikte um Luthers Lehre, in die Auseinandersetzungen mit protestantischen Sekten verwickelte.<sup>206</sup> Sein im Jahre 1576 erschienenes Traktat mit dem Titel *Contra neministas et neministica scripta*,<sup>207</sup> 1693 auch auf Deutsch publiziert unter dem Titel *Wider die Neminsten und Neminstische Schriften*,<sup>208</sup> stellte die Speerspitze in seinem Kampf gegen Texte dar, die in seinen Augen zu den verderblichsten Auswüchsen der Reformation gehörten. Diese Subversion war nach Wigands Auffassung nur möglich, weil seine Gegner ohne Angabe ihres Namens oder verborgen hinter Pseudonymen publizierten.<sup>209</sup> Das Verdecken von Namen von Verfassern theologischer Publikationen konnte für Wigand indes nur der Feder des Teufels entstammen, der den religiösen Frieden zu stören trachtete.

Um überhaupt den verborgenen Gesuchten einen Namen zu geben, entwarf er eine Kunstfigur hinter den namenlosen Texten, den *Neministen* (abgeleitet vom Genitiv des lateinischen *nemos*: Niemand). Es handelt sich um einen Schriftsteller, der entweder alleine oder im Kollektiv über religiöse Angelegenheiten schreibt und dabei seinen Namen verbirgt, um nicht entdeckt und überführt zu werden, oder wie die Definition in der deutschen Übersetzung des Jahres 1693 lautet:

Der Neminst wird diess Orts genennet ein solcher Scribent, der entweder allein oder mit anderen in Religions-Sachen Schrifften herausgiebt, darin er mit Fleiss seinen Nahmen verheelet, und solches zwar zum betrüglichlichen Absehen, damit er nicht darin ergrieffen werde. Aus diesem ist nun leicht zu verstehen, was wir allhie Neminstische Schrifften nenne.<sup>210</sup>

206 Brecher 1897, S. 452.

207 Wigand 1576.

208 Die Kategorie der verfasserlosen Schriften der römischen Zensur ist gleichsam Nebenprodukt der Ordnung, während Wigands Konzept des Neminsten direkt auf die Personen zielt, die den Namen verbirgt. Die deutsche, 1693 erschienene Fassung enthält zusätzliche Texte. Das lateinische Original ist kaum greifbar. In den wenigen Publikationen, die auf das Exemplar Bezug nehmen, werden jeweils nur die von Taylor und Morsh übersetzten Stellen aufgenommen, siehe Taylor und Mosher 1951.

209 Das Verfassen von Pamphleten, ohne diese mit Namen zu zeichnen, gehörte damals durchaus zu den üblichen Praktiken in den Disputen um die Reformation, siehe Raymond 2003, S. 64.

210 Wigand 1693b, S. 17.

Eben erst habe sich durch die Reformation die Welt geläutert, nun breche durch die »grausame Macht des Teufels«, verkörpert in den Machenschaften der Neminsten, wieder »erschröckliche Finsternis« herein. Aufrichtige Leute setzten ihre »Nahmen ungescheut vor die Schrifften«. Die Neminsten jedoch, des Teufels, ergötzen sich an ihrer Lust an »Blendwerck an Reden«: Sie geben Schrift um Schrift heraus, bringen sie in der Kirche Gottes unter die Leute, um diese zu verblassen.<sup>211</sup> Sie selbst blieben dabei verborgen in »ihren heimlichen Winckeln und Höhlen«, wo sie sich über die Maßen freuen und »ungestrafft lästern und schmähen«.<sup>212</sup> Deshalb müssten die Neminsten gestellt, identifiziert, namhaft gemacht werden. Wigand lieferte eine Liste mit Texten unbekannter Herkunft und bedauerte, dass er sie noch nicht mit weiteren Angaben vervollständigen könne.

Doch er versuchte zumindest ihre Produktion in einen größeren Zusammenhang einzuordnen. Dazu verhalf ihm sein naturwissenschaftlicher Blick, den er nicht nur auf die Texte ohne Namen anwandte, sondern auch auf das Reich der Pflanzen.<sup>213</sup> Der unverhohlene Anspruch, ein Phänomen in seiner Positivität genau beschreiben und erklären zu können, leitete letztlich seine Polemik. Sie war denn auch aufgebaut wie die Untersuchung eines naturwissenschaftlichen Objekts. Es gäbe viele Gründe, die Abscheu vor dem Neminsten erwecken könnten, deshalb sei eine »Zergliederung« vonnöten.<sup>214</sup> Zunächst erläuterte er das Phänomen des Neminstismus, danach stellte er die Frage nach der Ursache (wirckende Ursach), dann folgte die Erörterung der »Materie«, derer sich das Wesen des Neminsten annimmt, sowie die Frage nach der äußerlichen Gestalt des Neminsten, schließlich wurde der »Endzweck« der Praktiken dargestellt.

Die »wirckende Ursach« sah er alleine in der »Psychologie« des Neminsten. Die Schriften entstünden aus dem »Geist der Lügen und des irrgen Wahns«. Damit einher geht, dass die Neminsten höchst produktiv seien, denn der »boshaftige Geist braucht zum nützlichen Werckzeuge die Unart des menschlichen Fleißes«.<sup>215</sup> Bemerkenswert ist hier die Metaphorik des Untergrundes, die Wigand bereits stilisierte. Sie erweist sich als wegweisend für spätere Bedrohungsdiskurse durch das Anonyme. Gott verberge seinen Namen nicht, »Gott sagt's«, sei immer zu hören. Im Reich des hellen Sichtbaren blieben alle deutlich erkennbar. Im Gegensatz dazu der Neminst: »Dessen Eigenschaft ist, in der Finsternis, in der Nacht und im Verborgenen seine Händel vorzunehmen«, dies sei kein Wunder »so Finsternis Finsternis liebet, und die Kinder der Nacht mit der Nacht sich bedecken, und darunter verstecken.« Sie hätten ein besonderes Werkzeug,

211 Wigand 1693b, S. 15.

212 Ebd., S. 16.

213 Wigand 1693a.

214 Wigand 1693b, S. 17.

215 Ebd., S. 17.

um vom dunklen Untergrund aus die »Kirche Gottes« zu sabotieren: die »gedruckten Bücher«.<sup>216</sup>

Diese Ursachen – die neue Technologie, die den »Kindern der Nacht« ein neues Dunkel ermöglicht und die psychischen Motive, die noch instabile Orthodoxie des Lutheranismus zu zerstören – kulminierten im Stoff, den die Neminsten bearbeiteten: Und dieser Stoff sei natürlich die »Sachen der Religion, die Lehren und Werke«. »An diesen erweisen sie ihr wüthen, so wie sie immer können, sie zerzerren und zerreißen sie, gleich wie die jungen Hündlein hin und her schleppen und verderben«. Ihre vermeintliche »Gottesfurcht«, mit der sie ihr Tun betreiben, sei nur »Vorwand«.<sup>217</sup> Hingegen schwatzten die Neminsten im Schutz ihrer Verdeckung, was sie wollten. Doch dies erschien Wigand keineswegs belanglos. Er erkannte, dass dieser »geschwatzte« Stoff die Reinheit der Worte Gottes beinträchtigen könnte und deren »reinen Schein« auf ewig zu verdunkeln vermöchte.<sup>218</sup>

Je mehr er über die Natur der Neminsten reflektierte, desto klarer erkannte er auch ihre »äußerliche Gestalt«, ungeachtet dessen, dass sie sich mit der Dunkelheit maskierten. Gerade die Tatsache, dass der Neminst ohne Namen und Identität blieb, ermöglichte es Wigand, ihm überhaupt eine allgemeine Gestalt zu geben, ihn zu kategorisieren. Kein Proteus sei so veränderlich, kein Polypus, kein Chamäleon könne so »offt und wunderlich seine Farben verändern, als die Neminsten in viel Art und Formen sich verwandeln können.«<sup>219</sup> Diese Negation seines Namens ließ den Neminsten selbst als äußerst flexibles Wesen erscheinen, da seine konkrete Existenzweise unbekannt blieb. Wigand erkannte dabei in ihrer Gestalt eine ganze Serie von verderblichen Eigenschaften, wobei der letzte Punkt (xiii) von besonderem Interesse ist, da er hier die Politik der Namen dieses Kollektivs beschreibt. Im Einzelnen lauten die gleichsam botanisch aufgelisteten Merkmale der Neminsten:

- (i) Die Unverschämtheit.
- (ii) Die ungezähmte Frechheit, Lügen zu dichten und vorzubringen.
- (iii) Die ungezähmte Frechheit, die Sprüche heiliger Schrift zu verdrehen und zu verkehren / desgleichen auch der alten Kirchväter und rechtgläubigen Theologen.
- (iv) Die ungezähmte Frechheit, im Fluchen, Schelten, Schimpfen und Lästern oder einem einen Fleck anzuhängen.
- (v) Anzüglichkeiten und liederliches Geschwätz ... So sprechen die Sacrementirer, es wären Zyclopen, Menschen-Fresser, Blutsauger, welche glauben, dass der Leib und Blut Christi wahrhaftig in dem h. Nachtmahl zugegen sei.
- (vi) Betrüglichkeit, denn sie thun alles aus böser List.

216 Ebd., S. 17.

217 Ebd., S. 18.

218 Ebd., S. 19.

219 Ebd., S. 19.

- (vii) Hieher gehöret auch das verworne Wesen derer Neminiten ihre zweideutige und oft verschiedenen Sinne sich schickenden Redens-Arten, die Verdeckung des Haupt-Handels und Betrieblichkeit ihrer Schluss-Sätze.
- (viii) Unbeständigkeit und Flüchtigkeit in Worten und Meinungen.
- (ix) Eine Eiserne und durchgeriebene Stirn, keine Scham noch bußfertiges Herz. Keine Schuldanerkennung.
- (x) Die Einbildung, dass sie meinen ungestrafft und verborgen zu bleiben, weil sie ihren Nahmen verbergen, und aus der Finsternis den Schrei anheben. Denn so die Obrigkeit sie straffen wolte, sagen sie, dass sie es nicht gethan, derweil ihr Nahm vor solcher Schrift nicht stünde: So sie niemand widerlegt, sagen sie, es gehe ihnen solches nichts an, dieweil dieselbe Schrift ihren Nahmen nicht führe.
- (xi) Gespött und Gelächter, dass sie andere mit Schmäh-Worten nach ihren eignen Lüsten so hetzlich beschmisset. Ingleichen aufzischen, so man was dagegen aufbringenet, weil man ihre Nahmen nicht weiß, und sie als also nicht gerühret werden.
- (xii) Ertichtete Nahmen, und den Leuten für Augen gemachte Nebel. Gleich wie die Adiaphoristen, wenn sie ihrer Sachen nicht trauen, die Rahmen der alten Schul-Lehrer hiezu brauchten; Die Sacramentirer bringen die *Albinos*<sup>220</sup> an Tag, auch verstorbner Leute Nahmen, damit es das Ansehen gewinne, als ob die Widerleger mit dem Schatten derer Gespenst und Geistern derer Verstorbenen einen Streit anhüben. Und so entkommen sie zwar ungestrafft davon vor denen Leuten, nicht aber vor Gott.<sup>221</sup>

Dieser Katalog der üblichen Eigenschaften lässt sich auf wesentliche Eigenschaften reduzieren: auf »Formlosigkeit«, Wandelbarkeit und damit Unfassbarkeit, sowie auf einen hartnäckigen Willen zur Subversion des bestehenden Wissens. Zusätzlich dazu kommen charakterliche Schlechtigkeiten (Wölffe und Betrüger unter »Nebel-Kappen«<sup>222</sup>). Der Ort und Platz, wo die Neminiten wüten und toben, und mit ihren Schriften das Oberste zuunterst kehren, ist die nächtliche Kirche. Auch die Diffusion neministischer Schriften sei »sehr wunderlich und seltsam«. Mit aller »Kunst«, die ihnen zur Verfügung steht, »schicken und breiten sie ihre Schriften aus«, »umbsonst oder für Geld.«<sup>223</sup> Es entsteht eine kaum fassbare Bedrohung, die sich im Unsichtbaren immer wieder neu formiert. Die neuen Möglichkeiten der Zirkulation von Texten und die Ökonomie ihrer Finanzierung bilden die wesentlichen Elemente, damit die Neminiten ihren Endzweck erfüllen können, nämlich die Beschönigung und Ausbreitung falscher Ideen, die Schändung der rechten und reinen Lehre zur »Beunruhigung« der Kirche.<sup>224</sup>

220 Albino war ein Vorname und noch keine Bezeichnung für Menschen mit Pigmentveränderungen; der Sinnzusammenhang ließ sich nicht eruieren.

221 Wigand 1693b, S. 19–22.

222 Ebd., S. 23.

223 Ebd., S. 22.

224 Ebd., S. 23.

Erst gegen den Schluss schritt Wigand vom Abstrakten zum Konkreten, von der »diskursethischen« Argumentation zur Denunziation der Personen, die er hinter den Schriften ohne bekannten Urheber vermutete. Hier verabschiedete er auch seine kristallklare Argumentation und verfiel zu scharfer Polemik; er wechselte den Stil des Textes, die Sätze gerieten länger, verschachtelter, als versuchte er sich des Phantoms über schärfere Worte zu versichern. Die namenlosen Schriften entstammten dem Dunstkreis der sogenannten Sakramentierern, so der Verdacht. Es handelt sich um eine während der Reformation übliche pejorative Bezeichnung derjenigen protestantischen Theologie, die die Realpräsenz, also Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in der Eucharistie, leugnet.<sup>225</sup> Wigand betrachtete wie erwähnt, die Druckerresse als umnebelten Ort, aus dem die verfasserlosen Schriften entstiegen. Er führte die Orte, die Drucktechniken und die mutmaßlichen Autoren auf, die Spuren zum Ursprung der Schriften enthalten könnten. Doch die Herkunft der Schriften, mit der die »Welt geäfft« werden sollte, bösartige »Masquen«, ließe sich kaum fixieren. Auch in »entlegenen Orten in Preußen« habe er sie zu sehen bekommen, mit »solchen dunckeln Nebel ümbschattet«.<sup>226</sup> Letztlich sei er gescheitert, diese Gestalten und ihre Werke im Nebel zu lokalisieren, um sie der gerechten und harten Bestrafung zu überführen.<sup>227</sup>

Wigand entwarf das erste Mal eine theoretische Programmatik zur Entstehung und zur Kontrolle unsignierter Texte. Konsequent wünschte er sich die Möglichkeit systematischer Beobachtung der namenlosen Schriften, die er selbst nicht leisten könnte: »... denn welcher wolte verlangen, dass in diese kurze Schrift ein vollständiger Catalogus aller von denen Sacrament-Schwärmern heraus gegebenen Neminstischen Schriften gebracht werden solte.«<sup>228</sup> Wenn sie auch Wigand selbst nicht verwirklichen konnte: Die Idee der permanenten Registrierung von Schriften ohne Urheberschaft und ihrer systematischen Kontrolle war geschaffen. Diese Gesellschaft der Texte, die nicht an die symbolische Ordnung der Namen gebunden ist, erhielt nun, vorgedacht durch das Gespenst des Neminsten, eine eigenständige Realität. Mit Gessners Projekt und Wigands Polemik waren damit zwei Elemente der Problematisierung eines zuvor Unproblematischen geschaffen, gleichsam zwei Eckpunkte einer Matrix, innerhalb derer das Fantasma der Anonymität erscheint.

Die Metapher des Dunkels, das diese Art von Schriften hervorbringt, artikuliert das Jenseits der legitimen Wissensordnung, nämlich die Existenz

225 Siehe den 1909 erschienen Artikel in *Meyers Großes Konversations-Lexikon* zu »Sakramentierer«. Es handelt sich um eine theologische Auffassung, die auch von Luther selbst mit den Machenschaften des Teufels in Verbindung gesetzt wurde, siehe Luther 1990, S. 131 f.

226 Wigand 1693b, S. 29 ff.

227 Ebd., S. 31.

228 Ebd., S. 30.

tenz von Texten, die sich nicht fassen lassen und die dominanten Erzählungen unterminieren. Der Mythos des literarischen und intellektuellen »Untergrunds« war geboren und sollte sich zu einer Leitmetapher der Anonymitätsdiskurse entwickeln. Die Klarheit, mit der Wigand argumentiert, lässt Elemente hervortreten, die später in den verschiedensten Bereichen wiederkehren sollten, nämlich dass eine bestimmte Technologie – nicht umsonst spricht Wigand immer wieder vom Buchdruck – eine soziale Spaltung erzeugt; dass auf der einen Seite der Kluft und im Schutz der Dunkelheit sich die Namenlosen bewegen, die die Orthodoxie des Wissens und die Gesellschaft bedrohen, und auf der anderen, der lichten Seite sich jene positionieren, die sich der öffentlichen Sichtbarkeit und dem offenen Diskurs stellen. Doch die zugrunde liegende Technologie erweist sich als unkontrollierbar, umso mehr beginnt die Gesellschaft sich für die Produzenten zu interessieren, die sie gebrauchen.

### *Das Traktat über die drei Betrüger*

Die Strategien, um die immer breiter wahrgenommene Gefährdung der Ordnung durch Schriften unbekannter Herkunft zu bannen,<sup>229</sup> bleiben stillschweigend auf nachvollziehbare und überzeugende Evidenzen des Verstoßes gegen diese Ordnung angewiesen. Das Namenlose, Unsignierte, bezeichnet hierin mehr als ein Defizit. Es bezeichnet den Stoff der Regulation, anhand derer sich die Ordnungssysteme überhaupt erst etablieren, stabilisieren können. Auch die Subversion ist auf eine Ordnung angewiesen, um überhaupt als Subversion, als Kritik, als Artikulation einer alternativen Welt wahrgenommen zu werden. Das Eigentümliche ist, dass diese Subversion weniger ein Ereignis darstellt, das von außen in die Ordnung einbricht und sie zu überwältigen droht, sondern vielmehr sich daraus ergibt, dass entsprechende Texte nicht nur gesucht, sondern paradoxeise auch »erfunden« werden – und wenn sie sich nicht finden lassen, werden sie mitunter auch eigens produziert, als ob die Ordnung die Auseinandersetzung mit ihrer Negation bedarf.

Diesen Zusammenhang lässt sich anhand der legendären atheistischen Schrift *De tribus impostoribus* idealtypisch zeigen, einer Schrift, die die Stifter der Buchreligionen verdächtigt, ihre Anhänger systematisch zu täuschen, zu betrügen.<sup>230</sup> Es zirkulierte lange die Erzählung, das Traktat sei sehr alt. Sein Ursprung verweise auf König Friedrich II., der in eine Auseinandersetzung mit Papst Gregor IX verwickelt war. Dieser verfasste im Jahre 1239 eine Enzyklika, in der er Friedrich II. harsch kritisierte. Der König war in den Augen des Papstes nichts weniger als ein giftspitzender Skorpion, der die kirchliche Ordnung beeinträchtige. Dieser giftige König habe deklariert – und dies ist der Kern des Gerüchts über die Schrift –,

229 Griffin 2007.

230 Force 1989, S. 161.

dass die ganze Welt von drei Betrügern zum Narren gehalten worden sei, nämlich Jesus, Moses und Mohammed, so Papst Gregor. Desgleichen sei Friedrich II. der Ansicht gewesen, dass nur Verrückte an die Jungfrauengeburt glaubten. Denn der Mensch dürfe nichts glauben, was er nicht über seinen Verstand und die Kraft der Natur prüfen könne. Diese Ketzerei, so der Mythos, sei in einem Traktat verschriftlicht worden, eben dem *Traktat über die drei Betrüger*, das aber alsbald verloren ging. Als Autoren dieses ursprünglichen Werks wurden insbesondere Petrus de Vineis, der Kanzler von Friedrich II.,<sup>231</sup> der auf die Enzyklika eine Antwort verfasst hatte, und Friedrich II. selbst verdächtigt. Doch dies ist nur eine Mutmaßung über die Herkunft des Traktates, eine andere These besagt, es sei arabischer Herkunft gewesen und hiernach übersetzt worden.<sup>232</sup>

Freilich, niemand kannte den exakten Wortlaut des vermeintlichen Traktates. Womöglich war es alleine der kolportierte Titel des Werks, *De tribus impostoribus*, welcher die Fantasien anregte und ein Begehr nach dem Besitz dieser Schrift entfachte, ohne dass sich materielle Spuren seiner Existenz gezeigt hätten. Absurderweise gestaltete sich die Suche nach dem ursprünglichen Werk lange Zeit außerordentlich gemächlich: Man glaubte ja, dass es existiere, für die Theologie war es klar, dass es sich irgendwo in einer verborgenen Bibliothek befand, stellt Minois fest.<sup>233</sup> Noch bis zur Renaissance behauptete niemand, das Werk jemals gesehen zu haben.<sup>234</sup> Dennoch, das Buch wurde zu einer atheistischen Legende des Abendlandes, so Mauthner.<sup>235</sup> Schröder spricht sogar von einem »Gral des Atheismus«.<sup>236</sup>

Schließlich entstanden Zweifel, ob sich das Traktat je finden ließe. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts vermutet Pierre Bayle in seinem *Dictionnaire historique et critique*, einer Vorform der Enzyklopädie, dass das Traktat, nachdem er einige Mutmaßungen über seine Autorschaft angestellt hatte, wohl gar nie existiert habe.<sup>237</sup> Der Gelehrte Bernard de Lamonnaye (1641-1727) verfasste eine Dissertation über *De tribus impostoribus* und behauptete seinerseits, dass das Werk bis 1712 inexistent gewesen sei. Doch Gerüchte über seine Existenz waren nicht aus der Welt zu bringen. Gabriel Peignot, der in seinem *Dictionnaire raisonné de bibliophilie* auf die Schrift verwies, meinte umgehend, dass Lamonnaye falsch liege.<sup>238</sup> Ein Herr Cre-

231 Weller 1876, S. V.

232 Ebd., S. IV.

233 Minois 2009, S. 103.

234 Ebd., S. 71. Voltaire schrieb in seinem *L'Essai sur les mœurs*: »C'est sur cette lettre du pape Grégoire IX, qu'on crut dès ce temps-là qu'il y avait un livre intitulé *De tribus impostoribus*; on a cherché ce livre de siècle en siècle, et on ne l'a jamais trouvé« zitiert nach ebd., S. 23.

235 Mauthner 1922, S. 70.

236 Schröder 1992, S. IX.

237 Bayle 1715, S. 1089.

238 Peignot 1802-1804, S. 333.

venna aus Amsterdam sei im Besitz eines lateinischen Exemplars gewesen, das 46 Seiten umfasse. Er registrierte aber auch, dass es ein französisches Exemplar gebe, das mit dem lateinischen Original nichts gemeinsam habe.

Weshalb hielt sich diese Fiktion? »Das Einzigartige und wirklich Un-erhörte an dem Buche von drei Betrügern ist also die Tatsache«, so Mauthner, »dass der Titel aus dem 13. Jahrhundert wie ein ungeheures Plakat da-stand, dass niemand das Buch selbst kannte, dass man aber das Buch zum Verständnis des Titels gar nicht nötig hatte. Eine stoßweise wachsen-de, schließlich zur Mehrheit wachsende Gruppe von Menschen brauchte die Abhandlung selbst gar nicht zu lesen, um von der Wahrheit der The- se überzeugt zu sein«.<sup>239</sup> Mit anderen Worten, im theologischen Diskurs erscheint das imaginäre Werk als eine logisch mögliche Variante des Denk-baren, eine Antithese zum Kanon, die sich stringent aus dem bestehenden Wissen ableiten lässt, aber nicht mit offener Stimme ausgesprochen wer-den darf. So brauchte das Vorhandensein dieses Buches gar nicht bezeugt zu werden, um den Diskurs über die Häresie zu stipulieren; es genügte, dass die Möglichkeit seiner Existenz bestand.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts tauchten, wie erwähnt, allmählich Gerüchte auf, in dieser oder jener Bibliothek sei tatsächlich ein Exemplar aufgetaucht. Es ging die Rede, dass das Buch wirklich existierte: »Le Traité existe, je l'ai vu, je l'ai lu, je l'ai traduit, et en voici un résumé«, so steht es in einem Brief des Jahres 1716.<sup>240</sup> Patin berichtete, »... ein gelehrter Kame-liter, Ponce de Leon, habe auf einer gemeinsamen Reise von Antwerpen nach Amsterdam versichert, er habe das Betrügerbuch in der Bibliothek des französischen Oberpräsidenten und Staatsministers Claudio de Mes-mes (gest. 1650) gesehen.«<sup>241</sup> 1706 sei es in einem Bücherladen zu Frank-furt (Main) entdeckt worden; es sei dort von einem schwedischen Offizier namens Tausendorff zum Kauf angeboten worden.<sup>242</sup> Mit der Durchset-zung des Buchdrucks tauchte dieses Werk unversehens verstreut an den ver-schiedensten Orten auf. Diese Fiktion ließ sich nun über den Buch-druck wirkungsmächtig materialisieren, ohne den Mythos zu zerstören, denn der Buchdruck operiert und vervielfältigt ja Texte unabhängig der Frage eines Originals.

Das Interesse an diesen Exemplaren schoss in die Höhe, freilich wurde das Alter dieser Dokumente sogleich in Zweifel gezogen und eine zeitge-nössische Publikation vermutet.<sup>243</sup> Ungeachtet des Auftauchens der ers-ten Exemplare bestanden Zweifel an der Existenz eines Originals. Frei-lich existierten die Abschriften und Replikationen, sie zirkulierten inner-

239 Mauthner 1922, S. 314.

240 Minois 2009, S. 211.

241 Gericke 1982, S. 41.

242 Ebd., S. 24.

243 Minois 2009, S. 193.

halb von Europa. Gerade dadurch wurden die Ausgaben zum Objekt des Begehrens verschiedenster Sammler und politischer Akteure, sie gerieten zum Gegenstand beinahe neurotischer Fixierung der Gelehrten, die sich gegenseitig die Authentizität ihrer Exemplare streitig machten: »Cachotteries, jalouses, curiosité, coquetteries de collectionneurs se combinent pour brouiller les pistes et créer une sorte de psychose de trois imposteurs: l'esprit de l'ouvrage semble déteindre sur ces érudits, qui pratiquent l'imposture à qui mieux mieux, au point qu'on ne sait plus vraiment qui trompe qui«, so Minois.<sup>244</sup> Er listet folgende Titelvarianten auf, mit denen die allesamt verfasserlosen Exemplare versehen wurden:

Livre des trois imposteurs; Traité des trois imposteurs: Les trois imposteurs; De trois imposteurs; Traité des trois réformateurs, c'est-à-dire Moïse, Messie et Mahomet; De tribus impostoribus: Liber de tribus impostoribus; Manuscriptum de tribus impostoribus gallico sermone: Manuscriptum de tribus impostoribus; De tribus impostoribus Moyse, Jésus-Christ et Mahomet; Damnatus liber de tribus impostoribus; Liber famosissimus de tribus impostoribus.<sup>245</sup>

Mehr noch, die Imagination des Traktats erzeugte ein neues Genre: Eine Vielfalt von Texten mit ähnlichem atheistischem Gegenstand tauchte auf, die auch noch weitere Betrüger als Moses, Jesus und Mohammed nannen.<sup>246</sup> Minois vermutet, dass letztlich kommerzielle Gründe dazu führten, dass Texte von mutmaßlich zeitgenössischen Autoren als das authentische anonyme Traktat *Traité des trois imposteurs* publiziert wurden:<sup>247</sup> Denn die Aufmerksamkeit war diesen Werken gewiss, insbesondere, so Mauthner, weil sie mit Absicht in jeweils nur geringer Anzahl gedruckt wurden.<sup>248</sup> Der Buchdruck erwies sich hierbei nicht nur als Technik der Täuschung, sondern paradoxe Weise auch der Angebotsverknappung, weil die Aufmerksamkeit auf die existierenden Exemplare stipuliert wurde: Magazine und Journalisten informierten sich gegenseitig über existierende Exemplare, wodurch die Titel untereinander auch in eine Art Konkurrenzverhältnis gerieten.<sup>249</sup> Die Drucker wendeten raffinierte technische Strategien bei der Publikation des Traktates an, um seine Herkunft zu verschlei-

244 Ebd., S. 205.

245 Ebd., S. 206.

246 Ebd., S. 182 f.

247 Ebd., S. 216. In Antoine-Alexandre Barbiers *Dictionnaire des ouvrages anonymes*, veröffentlicht in den Siebzigerjahren des 19. Jahrhunderts, findet sich unter dem Eintrag »Traité des trois imposteurs« neben den Angaben, wo Exemplare aufgetaucht sind, die Notiz: »Le titre de ce livre a suffi pour lui donner de la vogue, bien des lecteurs ayant pu considérer comme la traduction du fameux ouvrage latin de Tribus impostoribus, dont l'existence a été longtemps un problème ... Quant à l'ouvrage français du même titre, ce n'est que 'la Vie et l'Esprit de M. Benoit Spinoza' redigé«, Barbier 1872-79, S. 788.

248 Mauthner 1922, S. 319.

249 Minois 2009, S. 228.

ern. Gericke ließ ein ihm zugestelltes Exemplar genauer untersuchen. Das Ergebnis des Deutschen Buch- und Schriftmuseums in Leipzig lautete, dass das Papier keine Wasserzeichen aufwies, was dafür spreche, dass Drucker und Herausgeber alles getan hätten, um Spuren zum Produktionsort zu verwischen. Doch unbestreitbar, so das Urteil, entstammte die Schrift einer Produktionsstätte des 17. Jahrhunderts.<sup>250</sup>

Doch gerade diese Strategien des Verbergens der Herkunft führten auch dazu, dass die verschiedensten zeitgenössischen Autoren als Verfasser dieses Werks verdächtigt wurden. Man habe die Verfasserschaft im Verlaufe der Zeit »so ziemlich allen Schriftstellern zugeschoben, die der Freidenkerei verdächtig waren oder denen man etwas am Zeuge flicken wollte«, so Mauthner in seiner Geschichte des Atheismus.<sup>251</sup> In Genf de-nunzierte Calvin den Genfer Atheisten Jacques Gruet als Autor des Werks und konnte sich auch dadurch eines missliebigen Kritikers entledigen, der daraufhin zu Tode gefoltert wurde.<sup>252</sup> Weller zitiert einen Bericht, dass der Hugenotte Barnaud 1612 als Verfasser der Abhandlung exkommuniziert worden sei, eine Person, unter dem Namen »Nachtidal« sei des Landes verwiesen worden, nachdem sie in 1612 in Den Haag eine Ausgabe publiziert habe.<sup>253</sup> Placcius nannte den italienischen Reformator Bernardino Ochino als primären Verdächtigen und rechnete die Wahrscheinlichkeit, dass er der Verfasser sei, auf mehreren Seiten gegenüber anderen möglichen Autoren auf.<sup>254</sup> Die Imagination möglicher Verfasserschaft kannte alsbald keine Grenzen mehr.<sup>255</sup> Weller allein führt mehr als zweihundzwanzig mögliche Namen an, die im Verdacht standen, das Traktat verfasst zu haben: darunter Rabelais, Machiavelli, Campanella.<sup>256</sup> Die Suche nach einem vermeintlichen zeitgenössischen Autor trat in den Vordergrund vor der Suche nach dem Werk selbst, dessen Inhalt auf irgendeine Weise bekannt war, ohne dass es jemand vor Augen hatte.<sup>257</sup>

Das *Traktat über die drei Betrüger* avancierte zu einem eigentlichen Klassiker der klandestinen Literatur zu Zeiten politischer und religiöser Zensur,<sup>258</sup> es zirkulierte an den Orten, wo politische subversive Schriften, anonyme häretische Werke und Pornografie feilgeboten wurde, stillschweigend fungierte das Werk auch in den Katalogen der *Société typographique de Neuchâtel*.<sup>259</sup> Das Traktat in seinen Variationen bildete den

250 Gericke 1982, S. 37.

251 Mauthner 1922, S. 314.

252 Minois 2009, S. 94 f.

253 Weller 1876, S. IV.

254 Placcius 1708, S. 184 ff.

255 Mauthner 1922, S. 70; Schröder 1992, S. XIII.

256 Weller 1846, S. 6.

257 Minois 2009, S. 103.

258 Darnton 1982.

259 Minois 2009, S. 285–288; Verhoest 2019, S. 58. So sagt Minois: »Les œuvres les plus audacieuses, produites anonymement dans des conditions secrètes,

Kristallisierungspunkt einer »Untergrundbewegung«, mit der vielleicht, so Gericke, nichts weniger als die Literatur der Aufklärung selbst einsetzt.<sup>260</sup> Diese »radikalen Untergrundphilosophen«, definierten sich gerade dadurch, dass sie die erst entstehende Ordnung der Texte ignorierten. Die Subversion dieser Ordnung scheint im Falle des *Traktats über die drei Betrüger* sogar im Vordergrund zu stehen. Denn sein Inhalt, wie er zutage trat, war von keiner großen Originalität, sondern geradezu banal. Die verschiedenen Versionen verkörperten schlicht das Populäre der Religionskritik dieser Zeit.<sup>261</sup> Ein zeitgenössischer Autor sagte: »Alles, was die französische Philosophie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in der theologischen Sphäre Verneinendes entwickelt hat, findet sich hier involviert und oft mit einer frappanten Kürze dargestellt«.<sup>262</sup> Für Schröder stellt das Werk ungeachtet dessen die »Urform der Popularphilosophie des radikalen Untergrunds« der damaligen Zeit dar.<sup>263</sup>

Aus heutiger Perspektive handelt es sich beim Traktat um eine Art kollektive Montage. Es gibt weder eine eindeutige Version des Textes, geschweige denn ein Original, noch lässt sich ein Verfasser ausmachen. Alle Evidenzen sprechen dafür, dass die Existenz eines Originals schlicht eine Fiktion darstellt. Das Traktat wurde immer wieder neu erfunden und neu geschrieben. Für Minois verliert die Frage nach einem ursprünglichen Verfasser angesichts der Kopien, Abschriften, Veränderungen, Verdächtigungen jeglichen Sinn.<sup>264</sup> Auch Schröder meint, dass es sinnlos sei, sich das Traktat als das Werk eines Autors im traditionellen (oder eher: modernen) Sinne vorzustellen,<sup>265</sup> vielmehr handelt es sich um Textvariationen und Fragmente, die irgendwo auftauchten, zusammengesetzt wurden und dennoch ein stimmiges Ganzes ergaben, weil ihr Platz im Diskurs der Theologie schon vorhergesehen war. Damit hatte allerdings auch die Produktionsweise der Skriptorien im antiklerikalen »Untergrund« überlebt. Das Traktat, oder das, was unter seinem Namen zirkulierte, unterläuft die zweifache Individuation von Text und Autor, die die Ordnung der Texte bestimmt. Es ist dieses Unterlaufen, zusammen mit der Vorstellung, dass diese Häresie auch ein anderes Wissen birgt, die augenscheinlich das kollektive Begehrten nach dem Traktat beförderten.

Mit der allmählichen Lockerung der Zensur erwies sich das Pamphlet in seinen Variationen zusehends als kommerzieller Erfolg. Doch gerade die Tatsache, dass die Inhalte nun erreichbar waren, vernichtete seine Wir-

circulent sous le manteau, sont recherchées par la police, saisies et brûlées lorsqu'elles sont découvertes«, Minois 2009, S. 283.

260 Gericke 1982, S. 10–13.

261 Minois 2009, S. 243.

262 Zitiert nach Schröder 1992, S. XXIX.

263 Ebd., S. XXIX.

264 Minois 2009, S. 207.

265 Schröder 1992, S. XXVIII.

kung. Es erlitt einen schleichenden Tod, verlor unter den Gelehrten zusehends an Attraktivität. Sein Schicksal schien letztgültig besiegelt, als der Verleger Claude-François-Xavier Mercier de Compiegne das Werk in größerer Auflage herausgab, mitten unter anderen Werken, die Titel trugen wie »Frivopolis, 1788«, »Manuel des boudoirs, La Calotine où La tentation de Saint Antoine, poème ... comique et burlesque«, also zusammen mit fantastischen, komischen und erotischen Texten der literarischen Halbwelt, derweil sich die Philosophie, die Aufklärung und damit auch der Atheismus zusehends verwissenschaftlichten.<sup>266</sup> Das Traktat in allen seinen Variationen schien obsolet geworden zu sein, weder ein Autor noch eine Urversion konnten rekonstruiert werden, seine Schlagkraft ging in der erwachenden Kulturindustrie verloren.

Nicht der Inhalt des Traktats war dafür entscheidend, der in Zeiten der anbrechenden Aufklärung bereits in den Köpfen war, vielmehr schien das Kollektiv der Gelehrten zu experimentieren, wie total die etablierende Ordnung der Texte bereits war, indem sie in einem fort Fiktionen produzierten, die die Ordnung unterliefen. Anders ausgedrückt: Die Ordnung der Fiktionen und gleichzeitig das Unterlaufen dieser Ordnung waren wechselseitig aufeinander bezogen und brachten sich gegenseitig hervor. Indem diese Parallelwelt sich gerade dadurch kennzeichnete, dass hier entstehende Normen der Signierung gezielt verwischt wurden, rechtfertigte sie gerade darum die Durchsetzung der Normen und die Justierung der Beobachtungsinstrumente.<sup>267</sup> Diese dialektische Bewegung, mit der sich eine Ordnung über die Zeit erhält, wird in der Folge zusehends systematisiert. Nunmehr wird die Identifikation, Registrierung und Kontrolle der Identität von Autoren zu einer eigenen systematischen Wissenstechnik. Sie misst und verfeinert sich an den Schriften, die ihre Herkunft nicht nennen. Die kollektive Jagd nach anonymen Autoren wird zur Königsdisziplin des entstehenden Regimes der Ordnung von Texten, während die Verschleierung der Urheberschaft parallel dazu an Raffinement gewinnt.<sup>268</sup> Es entsteht ein eigentliches Experimentalsystem zur Regulation von Fiktionen.

### *Das Anonyme: Ein Objekt der Begierde*

Die Ereignisse um das *Traktat über die drei Betrüger* signalisieren eine zunehmende Politisierung der Schriften unbekannter Herkunft. Warnungen vor diesem anonymen Text wurden ausgesprochen, Netzwerke ins Leben gerufen, um dessen Geheimnis zu lüften. Freilich, die Frage der Legitimität verfasserloser Schriften stand nun generell im Raum und war nicht

266 Minois 2009, S. 299 f.

267 Vgl. allgemeiner zur Dialektik von Norm und Abweichung die Abhandlung von Durkheim 1991, S. 158.

268 Darnton 1982; Roche 1989.

mehr an einzelne Inhalte gebunden.<sup>269</sup> Eine Schrift aus dem Jahre 1616, *Enodatio questionis controversae theologicae: An in causa reliiginis scripta anonyma et pseudonyma sint probanda aut toleranda*, die auch eine Übersetzung von Wigands Werk als Diskussionsbeitrag enthält, führte umgehend zu einem Treffen von Gelehrten in Halle, um das theologische Problem anonymer und pseudonymer Schriften generell zu klären.<sup>270</sup> 1715 veröffentlichte Gottfried Ludwig eine Kampfschrift gegen den theologischen Untergrund, *De scriptis anonymis et pseudonymis in causa religionis a progressu coercendis*, die an Wigands Traktat erinnert, nun aber den Begriff des Anonymen explizit nennt.<sup>271</sup> Der Begriff »anonym« kommt zwar bereits als Beschreibungskriterium zum Zuge, hat allerdings noch keine systematische Bedeutung.

Doch diezensurpolitische Aufmerksamkeit stellt, wie gesehen, nur einer der Vektoren dar, der dazu führte, dass anonyme Schriften zu einer eigenen Kategorie erhoben wurden. Der andere, womöglich sogar der entscheidendere Vektor zeichnete sich bereits bei Gessner ab: die Suche nach einer Ordnung in der Vielfalt der Texte, ohne allerdings schon von einer Anonymität als Problem schlechthin zu sprechen. Weniger der ideo-logische Kontrollwunsch war hierfür entscheidend als die Grenzen der Ordnung der Texte, die die Gelehrten errichteten. Wie der unmarkierte Rest allmählich in der Wissenschaft Aufmerksamkeit erregte, zeigt exemplarisch der Fall des Peder Lauridsen Scaven, eines Rechtsprofessors an der Universität Kopenhagen. Er publizierte 1665 einen Katalog sämtlicher von der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen angeschafften Bücher. Aufgrund drucktechnischer Gründe blieben sechs Seiten leer. Er fasste deshalb die Idee, diese mit Angaben zu Werken zu füllen, deren Autorennamen unbekannt, vielleicht sogar bewusst vorenthalten oder fiktiv waren. Die resultierende Liste von 102 Namen gilt als die erste bibliografisch versierte Aufstellung von Anonyma und Pseudonyma.<sup>272</sup> Hier erschienen die anonymen Werke als eigene Kategorie, ohne dass die Informationssuchenden sich der ganzen Ausführungen und des Kontextes der Entstehung dieser Klasse von Texten gewahr sein mussten.

Einen wesentlichen Schritt hin zu einer neuen Anordnung vollzog weiter der dänische Jurist Henricus Ernesti. Er legte 1636 ein Verzeichnis anonymer Schriften vor, das Texte ohne klare Herkunft systematisch, aber ohne weitere Intention auflistete. Sein Werk *Observatorium libri Duo ad Christianum Frisium* enthielt ein Kapitel, überschrieben mit *Varia anonymorum scripta suis autoribus restituuntur*, das nicht nur eine Liste lieferte, sondern auch versprach, die Verfasser hinter den Schriften zu identifi-

269 Taylor und Mosher 1951, S. 90.

270 Ebd., S. 92.

271 Ebd., S. 92.

272 Taylor und Mosher 1951, S. 101; Mulsow 2003, S. 220.

zieren.<sup>273</sup> Auf ähnliche Weise ging der Jesuit namens Philipus Alegambe vor. Er erweiterte und systematisierte 1643 eine bestehende Sammlung und fügte ihr ein Register mit nicht namentlich identifizierten Verfassern hinzu. Ähnlich einer naturgeschichtlichen Beschreibung von Lebewesen – hier folgte er dem Pfad, den schon Wiegand und Gessner beschritten hatten – wurden diese unterteilt, klassifiziert, geordnet. Die Texte unbekannter Herkunft waren nun selbst Gegenstand systematischer Klassifikation. Alegambe unterschied *anonyma*, von denen er den Autor nicht kannte; *anonyma*, bei denen er sehr wohl den Autor kannte; Pseudonyme, bei denen er wusste, welcher Verfasser eigentlich hinter ihnen steht, und offensichtliche Pseudonyme, bei denen er den wahren Urheber nicht kannte.<sup>274</sup> Diese Differenzierung nach Art und Grad der Unbekanntheit signalisiert, dass es nicht mehr so sehr darum ging, ob verfasserlose Schriften legitim seien oder nicht, sondern dass ihre Herkunft selbst ein Rätsel bildete.

Doch diese Kategorie eines Anonymen war noch nicht stabil; es handelte sich eher um ein Experimentieren mit der Organisation von Wissen. Irgend etwas war am Gären, ohne selbst noch zum Begriff, zur Norm, zum Gesetz zu finden. Die Bibliografie anonymer Werke von Alegambe wurde beispielsweise raubkopiert, jene von Scaven erschien selbst anonym.<sup>275</sup> Doch einmal ins Spiel gebracht, zog kaum ein anderes Textphänomen der damaligen Zeit die Aufmerksamkeit so vieler Gelehrte auf sich wie die Frage nach der Herkunft anonymer Schriften. Mehr noch, der Austausch über die Herkunft dieser Schriften ließ persönliche Verbindungen über hart umstrittene konfessionelle und sprachliche Barrieren und über Landesgrenzen hinweg überhaupt erst entstehen und stabilisieren.<sup>276</sup> Immer mehr Theologen, Mönche, Bibliothekare, Wissenschaftler, Buchhändler, Juristen beschäftigten sich mit Schriften unbekannter Urheberschaft; die namenlosen Texte erzeugten offenbar einen Sog immer stärkerer Faszination.<sup>277</sup> In dem neu entstehenden transeuropäischen »Transaktionsraum« von Menschen und Wissen, der »République des Lettres«, trat die Frage, wessen Feder das Buch entstammt, zusehends in den Vordergrund. Dies ist ein durchaus paradoyer Vorgang, angesichts dessen, dass viele Mitglieder dieses Kollektivs immer wieder materielle Gründe besaßen, sich den politischen Machthabern nicht namentlich zu erkennen zu geben. Wie lässt sich dieser scheinbare Widerspruch verstehen? Weshalb lässt er die sich abzeichnende Gesellschaft der Gelehrten nicht auseinanderbrechen, sondern festigt sie vielmehr?

Die »Gelehrtenrepublik« lässt sich aus heutiger Perspektive als Diskursraum begreifen, dessen Teilnehmer sich durch Akte der Selbstbe-

273 Lemcke 1925, S. 20.

274 Lemcke 1925, S. 18 f.; Taylor und Mosher 1951, S. 94 f.

275 Taylor und Mosher 1951, S. 101.

276 Ebd., S. 100; siehe auch Mulsow 2012, S. 111 f.

277 Taylor und Mosher 1951, S. 100.

schreibung fortlaufend ihrer selbst vergewisserten; die »Natur« der »République des Lettres« war permanenter Gegenstand der damaligen Reflexion, erst dadurch konnten Werte entstehen, die die bestehende Ordnung unterliefen.<sup>278</sup> In diesem Raum entstand auch die Idee universaler Zugehörigkeit jenseits der Standes- und Religionsgrenzen;<sup>279</sup> sie spiegelte sich in der Idee, dass ein jeder diese oder jene Schrift verfasst haben könnte. Gleichzeitig stilisierten die Gelehrten eine Kultur der Akzeptanz von Differenzen, einen Ideenhorizont des Gemeinsamen über die Unterschiede hinweg, der die verworfene und brutale politische Welt der damaligen Zeit antithetisch überspannte.<sup>280</sup> Anders ausgedrückt: Die intensive Kommunikation des Kollektivs bildete die Geburtsstätte einer nach eigenen Kriterien gebildeten universalistischen Kritik an der ständischen politischen Herrschaft.<sup>281</sup> Doch die Bedrohung durch kirchliche und staatliche Gewalt, zu der damals noch die Folter als übliche Praxis gehörte, verhinderte weitgehend, dass in den öffentlichen und privaten Diskursen Person und Autor stabil zusammenfanden; diese Instanzen blieben getrennt. Die Meinung, die ein Autor artikulierte, musste noch lange nicht jener des Individuums entsprechen, das die Rolle des Autors übernahm.<sup>282</sup> Das Verbergen der Person hinter dem Text bildete damit nach wie vor einen Schutzraum für Kritik, die diese letztlich so überhaupt erst ermöglicht.<sup>283</sup> Denn die Gelehrtenwelt war auch eine Welt des Unterscheidens und der symbolischen Hierarchie. Ungeachtet des universellen Anspruchs der Gelehrtenwelt, bestand eine hierarchische Ordnung in der Positionierung der Individuen.

Friedrich Gottlieb Klopstock zeichnet sogar ein ausgesprochenes aristokratisches Bild einer »Gelehrtenrepublik«. Es handelt sich allerdings um eine Aristokratie, die durch die Anarchie des Buchmarktes und seiner Orientierung an Gewinnmaximierung bedroht sei. Um dem vorzubeugen, wandte er sich gegen die Kräfte, die den Buchmarkt durchdrangen und die Aristokratie zur Oligarchie »ausarten« ließen. Auch das Übel, dass die Republik »ziemlich demokratisch« werde, sei zu bekämpfen<sup>284</sup> Klopstock klassifizierte nicht die Mitglieder der Republik, sondern die Texte, die letztlich die Essenz der imaginären Republik bildeten, hierarchisch: Er wehrte sich gegen zu hohe Auflagen und die »Verdickung« der Bücher,<sup>285</sup> eine Differenzierung sei notwendig »... weil so manche Bücher mitnichten

278 Waquent 1989.

279 Daston 1991, S. 369.

280 Grafton 2009, S. 16, 25; Waquent 1989, S. 494.

281 Koselleck 1992, S. 94.

282 Koselleck spricht von einer Spaltung von Person und Autor, siehe ebd., S. 96.

Doch dieses Bild geht von einer ursprünglichen Einheit von Text und Autor aus, die gerade eben nicht gegeben ist, weil die Nennung der Verfassernamen wie gesehen oft obsolet, unüblich war.

283 Ebd., S. 127.

284 Klopstock 1774, S. 28.

285 Ebd., S. 89.

Tempel sind, wol aber Strohhütten und Marktschreyerbuden«.<sup>286</sup> Wie als Antithese zum Raum der anonymen Kritik wird zusehends die Bedeutung des Autors hervorgehoben, sein Werk stilisiert.<sup>287</sup> Diese neue Sichtbarkeit der Verfasser von Texten hat allerdings auch neue Formen des Streits zur Folge, denn die Verfasser sind nun direkt einer öffentlichen Kritik ausgesetzt. Die »République des Lettres« frönte nicht nur dem Wert des Universalismus, sondern bildete gleichzeitig auch eine intensiv agierende »Streitgemeinschaft«.<sup>288</sup> Erstmals waren nun »Hiebe *ad hominem*« möglich, was wiederum Techniken des Abtauchens, aber auch der Aufmerksamkeitsgenerierung über bewusstes Vertuschen attraktiv werden ließ, genau so wie die Etablierung eines Kreises von Eingeweihten, die über das Geheimnis wissen.<sup>289</sup> Dies führte sogar dazu, dass die Frage der Urheberschaft vor dem eigentlichen Inhalt in den Vordergrund tritt. In den »République des Lettres«, einer periodisch erscheinenden anonymen Zeitschrift, die Buchkritiken und generell Nachrichten aus der Gelehrtenwelt zum Thema hatte und deren Redaktion einer der bedeutenden literarischen Figuren der Zeit, Pierre Bayle, zugeschrieben wurde, ist zu lesen: »Nous avons quelquefois insinué qu'il y a certaines gens, qui sont plus curieux de savoir l'Histoire des Livres, & des Auteurs, que de connoître les livres mêmes«.<sup>290</sup> Das Interesse an der Geschichte der Bücher, ihrer Herkunft wird bedeutsamer als der Inhalt selbst.

Das Verbergen vor der Zensur und die Identifizierung anderer Mitglieder der »Gelehrtenrepublik« gehen miteinander einher. Diese Verklammerung bildet bei genauer Betrachtung keineswegs einen Widerspruch zwischen Ideal und Realität, wie der »République des Lettres« immer wieder unterstellt wird.<sup>291</sup> Die Strategien der Identifikation waren keineswegs an ein bestimmtes Gebiet oder an gewisse Inhalte gebunden, vielmehr bildete die Jagd nach den Autoren gerade auch ein transdisziplinäres Projekt der »République des Lettres« dar, das das Kollektiv weitergehend integrierte. Nicht zuletzt Simmels Schrift zum Phänomen des Streits hat nahegelegt, dass Konflikte, Auseinandersetzungen selbst eine Form der Vergesellschaftung darstellen.<sup>292</sup> Die Suche nach den verborgenen Personen hinter den fraglichen Texten stellte ganz offenbar ein zentrales Integrationsinstrument dieses Kollektivs dar. Inmitten des entstehenden Diskurs-

286 Klopstock 1774, S. 90.

287 Hirschi 2011, S. 120.

288 Ebd., S. 101.

289 Ebd., S. 101. Nisard nannte sein zweibändiges Werk über die französische »Gelehrtenrepublik« entsprechend *Gladiateurs de la République des Lettres*. Die Gelehrten gebrauchten ihre Worte wie die Gladiatoren die Waffen, wie er im Vorwort schrieb, siehe Nisard 1860, S. vii.

290 *Nouvelles de la république des lettres. Tome I. comprenant les années 1684-1685* 1966, S. 339.

291 Daston 1991.

292 Simmel 1908b.

raums der »République des Lettres«, einer Vorform des wissenschaftlichen und literarischen Feldes,<sup>293</sup> gerät das anonyme Werk zum Gegenstand der Auseinandersetzungen, was es gleichzeitig als diskursives Objekt festigt, ungeachtet dessen, dass im Zeitalter der Zensur und der feudalistischen Gewaltandrohung das anonyme Publizieren unverzichtbar blieb.

Ein Indiz für dieses Einhergehen streitbarer Differenzierung mit der Integration des Kollektivs lässt sich im plötzlichen Auftauchen von Kompendien und Lexika erkennen, die sich alleine Texten ohne bekannten Verfasser widmeten. Das Erscheinen dieser Werke kennzeichnete zum einen die Neugier über die anderen Mitglieder des Kollektivs, aber diese Neugier ergab sich auch erst durch eine systematische Sammlung, Klassifikation und Ordnung der Evidenzen. Mit diesen wissenschaftlichen Praktiken begann sich nun das anonyme Werk als Wissensobjekt zu stabilisieren, was alleine über Gerüchte (»academic gossip«), von der das Kollektiv der Gelehrten auch »lebte«,<sup>294</sup> keineswegs hätte geschehen können. Der nicht-klassifizierbare Rest hatte die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und wurde nun systematisiert.

### *Such- und Jagdstrategien*

Johannes Lemcke schrieb in seiner Untersuchung zur Frühform dieser neu aufkommenden Anonymalexika, dass »hier mit beachtenswerter wissenschaftlicher Gründlichkeit« gearbeitet wurde.<sup>295</sup> Diese Ordnungsbestrebungen waren nicht nur reaktiv, sie kreierten über die Benennung von Gegenständen, das Definieren von Unterschieden, die Suche nach neuen Kategorien auch eine neue Welt. Es handelt sich im gewissen Sinne um das einleitend erwähnte »World-making by kind-Making«:<sup>296</sup> Aus bestehendem Material lässt sich nicht nur eine neue Ordnung, sondern auch eine neue Weltwahrnehmung erzeugen.

Dieser Vorgang besitzt Parallelen zu ähnlichen Vorgängen in anderen Wissenschaftsbereichen. In seiner Untersuchung zum *Ende der Naturgeschichte* beobachtet Wolf Lepenies einen Zusammenhang zwischen einer stetig anschwellenden Menge von Evidenzen, einem daraus resultierenden steigenden »Erfahrungsdruck« und dem Hervortreten neuer Formen, wie Wissen erfasst und damit auch wieder Neues erzeugt wird.<sup>297</sup> Lepenies greift hier auf die Beobachtung zurück, dass im 16. Jahrhundert die registrierte Zahl der biologischen Arten zu explodieren begann. Verbunden mit dieser neuen Hinwendung zur Empirie, vergrößerte sich auch die Zahl der Gelehrten, die immer weitere Beschreibungen lieferten, unterstützt durch

293 Turnovsky 2010, S. 13–16.

294 Grafton 2009, S. 28.

295 Lemcke 1925, S. 19.

296 Hacking 1992b.

297 Lepenies 1976, S. 30.

den Buchdruck, und sich vermehrt auszutauschen begannen.<sup>298</sup> Die nicht-intendierten Folgen dieses neuen Umgangs mit Erkenntnissen über die Natur war, so Biran Ogilvie in seiner Studie über »Renaissance Naturalists and Information Overload«, dass die Zahl der bekannten Spezies »explodierte«, von wenigen Hunderten in die Tausende, und mehr noch, dass diese Spezies in einer eigentlichen Flut von Büchern beschrieben wurden. Die Folge war eine eigentliche »Informationsexplosion«.<sup>299</sup>

Die Wissenschaften sahen sich so zu einer neuen Form der Informationsverarbeitung gezwungen, nachdem sich die alten Kategorien aufgrund des Empirisierungszwangs als überlastet erwiesen hatten. Diese Überforderung wiederum, dieser nicht mehr bewältigbare Erfahrungsdruck, wie Lepenies sich ausdrückt, führte letztlich zur Suche nach neuen Formen der Organisation von Wissen. Die Beschreibungen begannen zu wuchern, die Übersicht ging verloren. Die frühere Naturgeschichte galt unversehens als unerträglich langweilig.<sup>300</sup> Es war der Moment, in der die Evidenzen neu geordnet, in ein System gefügt wurden. Nicht mehr die Beschreibung des einzelnen Tieres, der Pflanze, stand im Vordergrund, sondern der Zusammenhang zwischen ihnen. Es bilden sich in verschiedenen Disziplinen Techniken heraus, die Datenbestände in eine zeitliche und systematische Anordnung zu bringen. Die Idee des Stammbaums und des Lebens entstand.<sup>301</sup>

Es ist keineswegs abwegig, den Umgang mit textuellen Artefakten, mit Evidenzen, die die Beobachtung der Natur liefert, zu parallelisieren. So waren Gessner und Wigand selbst auch Naturforscher respektive Botaniker. Adrian Johns situiert in seiner Studie zur *Nature of the Book*<sup>302</sup> gedruckte Texte als Bestandteile einer quasi-natürlichen Umwelt der entstehenden modernen Welt. Johns erkennt diese Parallelität exemplarisch in den Kuriösitätenkabinettten der damaligen Zeit, in denen zuhanden des Fürsten sämtliche Merkwürdigkeiten gesammelt wurden, die aufzutreiben waren: ausgestopfte Tiere, Idole fremder Ethnien usf. In diesen Wunderkammern fanden sich neben allen Artefakten und Präparaten auch Bücher, möglichst besondere und ordinäre.<sup>303</sup> Insofern lässt sich auch nicht nur von

298 Martin 1982b, S. 430.

299 Ogilvie 2003, S. 30.

300 Lepenies 1988, S. 67.

301 Foucault 1991, S. 173. Die resultierenden Verzeitlichungsprozesse wurden von den verschiedensten Autoren diagnostiziert, so Toulmin und Goodfield 1985; Lovejoy 1985, S. 292 ff.; Koselleck 1982.

302 Johns 2002.

303 Ebd., S. 16. Johns begründete diese Parallelisierung tiefergehend mit Bruno Latours netzwerktheoretischem Ansatz, der sich als geeignet erweist, um die verschiedenen Entitäten, produzierte und »natürliche«, unter ähnlichen Gesichtspunkten zu betrachten, also eine Naturgeschichte des Buches zu postulieren, siehe ebd., S. 13 f.

einer Naturgeschichte der Flora und Fauna sprechen, sondern eben auch des Buches.

Übertragen auf diese Naturgeschichte der Bücher und Texte: Der »Er-fahrungsdruck« erzeugte neue Formen, eine Art Wunderkammer der Tex-te, die wiederum eine bislang unbekannte Sicht des Realen anleiteten, aber auch eine neue symbolische Produktionsweise in Gang setzten; es entstanden neue »Doktrinen des Wiedererkennens«.<sup>304</sup> Im vorliegenden Fall bedeutet dies, dass anonyme Schriften nicht mehr nur das Nicht-Klassifizierbare der signierten Literatur darstellten, gleichsam den unmar-kierten Abfall, sondern selbst zu einem eigenen Wissensobjekt gerieten, mit eigener Methode und Verfahren, wie sie zu behandeln sind.

Die Suchstrategien, die sich auf diese neuen Objekte des Begehrens der »République des Lettres« konzentrierten, die verfasserlosen Schriften, führten zu außerordentlich aufwendigen, kollaborativen Werken, die nun anonyme Texte eigentlich als eigenständigen Wissensgegenstand stabili-sieren. Exemplarisch hierfür steht das 1708 erschienene *Theatrum anonymorum et pseudonymorum*, ein Werk, ins Leben gerufen vom Hamburger Gelehrten Vincent Placcius (1642-1699), dessen Vollendung er aber nicht mehr erleben durfte. Dieses wohl umfassendste Lexikon anonymer und pseudonymer Schriften lieferte eine Kompilation aller bereits bestehenden Listen anonymer und pseudonymer Werke, zusätzlich sämtlicher sonst zu-gänglicher Informationen zu den Büchern, ihrer möglicher Verfasser und der Druckstätten. Hier zeigte sich das erwähnte Neue: dass durch die Mar-kierung des fehlenden Namens nicht nur diese Schriften in eine eigene Ordnung gebracht wurden, sondern dass durch die neu entstehenden Be-züge sich auch ein neuer Raum, eine neue symbolische Welt öffnete, die den einzelnen Gelehrten wiederum als zusehends normative Tatsache ent-gegentrat, als *fait social* im Sinne Durkheims,<sup>305</sup> als normative Tatsache, dass Bücher normalerweise Verfassernamen tragen.

Vincentius Placcius, geboren 1642, praktizierte zunächst als Rechtsan-walt, bevor er 1675 zum »Professor der praktischen Philosophie und der Beredsamkeit« am Akademischen Gymnasium in Hamburg ernannt wurde.<sup>306</sup> Anhand der Frage, wie er dazu kam, das schlicht bedeutungsvollste umfassende Anonymalexikon zu verfassen, lässt sich die Logik der Mar-kierung und das Hervortreten des Unmarkierten idealiter nachzeichnen. Wissen zu ordnen gehörte offenbar zu Placcius' Bestreben: Bevor er sei-ne Sammlung anonymer Werke in Angriff nahm, hatte er gemäß seinen eigenen Angaben schon die Bibliothek und das Archiv der Juristenfakul-tät in Padua »in Ordnung« gebracht. Obwohl er auch verschiedene wis-senschaftliche und philosophische Schriften veröffentlichte, so waren es

304 Bachelard 1993, S. 144 ff. Vgl. dort auch das Kapitel *Der Begriff der »Proble-matik«*.

305 Durkheim 1895.

306 Vgl. zur Darstellung Placcius' Leben und Werk: Lemcke 1925, S. 5 f.

doch Placcius' bibliografische Arbeiten, insbesondere die *Anonyma*- und *Pseudonymalexika*, die ihm einen Platz in der Wissensgeschichte sicherten. Als körperlich versehrter Gelehrter, der im Alltag auf Hilfe angewiesen war, vermochte er ein immenses Netzwerk zu mobilisieren, um die namenlosen Schriften zu identifizieren, zu registrieren und möglichen Urhebern zuzuschreiben.

Darüber hinaus war das Projekt in eine breitere Neuordnung des Wissens eingelagert, der Mnemotechnik und der Speichertechnik, mit der die Übersicht über die sich mehrenden Evidenzen und ihrer Darstellung erhalten werden sollte.<sup>307</sup> Placcius schwebte ein immenser Karteikasten vor, ein *Scrinium litteratum*, zur Ordnung und Speicherung von Karten, die Exzerpte relevanter Literatur enthalten.<sup>308</sup> Es handelt sich um ein Modell, das ausschließlich zu diesem Zweck konstruiert wurde.<sup>309</sup> In diesem Kasten konnten die Karten flexibel eingesortiert und die Anordnung fortlaufend erweitert und korrigiert werden. Doch die technische Anordnung verhalf alleine noch nicht zur Übersicht. Placcius war davon überzeugt, dass das Wissen eine gleichsam natürliche Ordnung besitzt, die durch die Praxis des Ordnens allmählich im Exzerptkasten zutage tritt.<sup>310</sup>

Wie bei seinen Vorgängern, etwa Gessner, stellten jene Texte, die sich nicht in diese Ordnung fügten, ein Problem dar. Doch bei Placcius durchdachter Sortier- und Klassifikationsmaschinerie erwiese sie sich nur umso deutlicher als Problem. Als er sich daran machte, die vielen Texte zu überschauen, die ohne Nennung von Autoren oder mit falschen Autorenangaben in der Gelehrtenwelt zirkulierten, sah er sich deshalb vor die Frage gestellt, auf welche Weise diese Texte geordnet werden konnten, wenn ihnen selbst nicht ein unmittelbares Ordnungskriterium entsprang. Oder anders ausgedrückt: Die Identifikation der Texte, genauer ihrer Verfasser, um sie

307 Vgl. auch zur Suche nach Ordnungspraktiken von Texten im 17. Jahrhundert, als Teil dessen auch Placcius' Werk gesehen werden muss, die Arbeit von Siegel 2009, insbesondere Kap. 5.

308 Die Kunst des Exzerpierens erschien als Ausweg, die verschiedenartigen Werke auf gleiche Weise zu behandeln. Die entstehenden Exzerpte-Zettel mussten dennoch wieder geordnet werden. Die Fragmente des Buchwissens, die sogenannten *shedae*, Vorläufer der Karteikarten, erschienen nun aber auf verschiedene Weise kombinierbar. Vgl. zum Problem der materialen Ordnung der entstehenden Exzerpte die Untersuchung von Krajewski 2002, S. 25 ff. 1689 veröffentlichte Placcius ein Buch zur wissenschaftlichen Methode des Exzerpierens, siehe Placcius 1689.

309 Dieser Schrank wurde tatsächlich gebaut und von Leibniz schlussendlich erworben, siehe Krajewski 2002, S. 28.

310 Siegel 2009, S. 45.

ordnen zu können, bildete alsbald ein Zentralproblem der Ordnung des Wissens.<sup>311</sup>

Placcius selbst konnte bei seinem Projekt der Erfassung sämtlicher Schriften, die die Ordnung der Autorschaft unterliefen, bereits auf zahlreiche existierende Verzeichnisse anonymer Literatur zurückgreifen. Doch diese führten, wie gesehen, anonyme Werke und ihre möglichen Autoren weitgehend ohne jegliche bibliografische Ordnung auf.<sup>312</sup> Placcius verband nun diese Vorarbeiten mit der entstehenden Wissenschaft der Bibliografie – und dies vor dem Hintergrund seiner Philosophie, dass die inhärente Ordnung der Dinge durch ihre geschickte Organisation hervortritt. Die wissenschaftliche Stabilisierung des Objekts »Anonymität« erhielt zusätzlich Unterstützung durch die juristische Problematisierung der Urheberschaft. In Ergänzung zu seiner hier bereits erwähnten Dissertation *De mutatione nominum* (1669), in der er die rechtlichen Grundlagen der Namensänderung freilegte, veröffentlichte Friedrich Geisler, ein Korrespondenzpartner von Placcius,<sup>313</sup> eine Auflistung anonymer Schriften.<sup>314</sup> Sie verrechtlichte nun die Frage der Autorschaft, jenseits der kirchlichen Zensur. Obwohl Geislers Werk nur 50 Schriften umfasste, bildete diese Schrift zusammen mit seiner Dissertation eine Grundlage zur Frage nach der Legalität des verborgenen Verfassernamens. Placcius, der nun diese rechtliche Diskussion mit bibliografischen Methoden verband und beides auf die verfasserlosen Texte anwandte, gab den namenlosen Texten zum ersten Mal nicht nur eine eigene systematische Ordnung, sondern auch ein rechtliches Fundament ihrer Erfassung, jenseits der politisch-religiösen Zensurinstanzen. Er legte diese systematische Grundlage für die Erfassung anonymer und pseudonymer Schrift in dem 1674 publizierten Werk *De scriptis et scriptoribus anonymis atque pseudonymis syntagma*.<sup>315</sup> In einer Vorstudie dazu bearbeitete er 617 Anonyma und 909 Pseudonyma und integrierte dabei die ihm bekannten Kataloge anonymer und pseudonymer Werke.<sup>316</sup> Dabei trennte er als erster Anonyma von Pseudonyma, die ja tatsächlich einer unterschiedlichen Logik angehören. Diese Trennung ist entscheidend bis hin zur Gegenwart. Pseudonyme akzeptieren die Norm der Sichtbarmachung der Urheberschaft, anonyme Literatur ignoriert sie.<sup>317</sup> Mehr noch: Pseudonyme agieren auf der Basis einer Täuschung, während anonyme Werke die Negation der Normen offenlegen. Gerade diese Diffe-

311 Siehe zum Kontext Mulsows Arbeit über prekäres Wissen, worin er Placcius' Tätigkeit in einen breiteren Kontext des sozialen Milieus der Gelehrtenkultur der frühen Neuzeit stellt, etwa in Mulsow 2012, S. 111 ff.

312 Lemcke 1925, S. 21.

313 Lemcke 1925, S. 23; Weller 1856, S. 4.

314 Geisler 1671.

315 Placcius 1674, S. 135 ff.

316 Lemcke 1925, S. 31.

317 Ebd., S. 32.

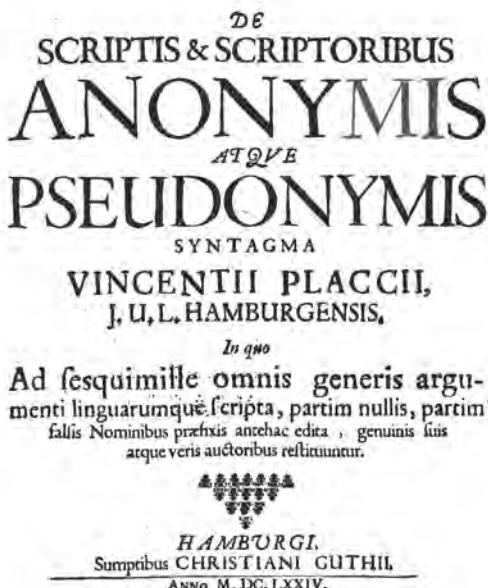


Abbildung 3: *De scriptis et scriptoribus anonymis* von Placcius 1674: Das erste Werk, das sich ausschließlich der Ermittlung anonymer Schriften widmet.

renzierung trägt zur Präzisierung des Begriffs des Anonymen überhaupt bei, indem sich das Konzept nun von parallelen Konzepten wie des Pseudonyms ebenso wie von bibliografisch korrekt bezeichneten Werke eindeutig unterscheiden lässt.

Es zeigte sich, dass die Problematik anonymer Schriften nicht auf ein Wissensgebiet (wie der Literatur oder der Theologie) beschränkt blieb, sondern offenbar einer generellen Frage der Ordnung des Wissens ange- sichts seiner Zerstreuung in einer Vielheit von Texten entsprang. Selbst Placcius zielte anfänglich noch keineswegs primär auf die Enthüllung eines unbekannten Autors, vielmehr explizierte er Inhalt und Bedeutung der einzelnen anonymen Werke und band die gewonnenen Informationen in einen breiteren Kontext ein. Die Nennung der möglichen Autorschaft in einem *Appendix Anonymorum* bildete lediglich einen Aspekt der Erörterung unter vielen. Es ging ihm um die generelle Einordnung der Texte in eine neue Wissensordnung.

Damit einhergehend entwickelte Placcius eine eigene Methode, die verfasserlosen Werke einzuordnen. Durch das ganze Werk hindurch nummerierte er die Werke, sodass auf die einzelnen Werke referiert werden konnte. Diese Aufgabe war freilich alles andere als trivial, da es sich ja fragte, auf welche Weise ein anonymes Werk bibliografisch klassifiziert

I N D E X	
Eorum que hocce	
SYNTAGMATE	
volumineatur.	
Joannis RHODII Dani Catalogus Auctorum suppositionum cum annotationibus.	
Petri SCAVENII Catalogus Auctorum qui suppersa vel siccio norme prodierunt.	
Librorum / invenit Placii editorum & edendorum indiculus.	
Ejusdem de Anonymis Scriptoribus detectis liber singularis, cujus hoc sunt capita:	
<i>L. De Bibliis Scriptoribus Anonymis.</i>	Page.
<i>II. De Scriptis Anonymis Theologis &amp; Theologorum nominis venditatis, &amp; Astrologis vel Albe- logis.</i>	
<i>III. De Scriptis Juridicis Anonymis detectis.</i>	9
<i>IV. De Scriptis Medicis Anonymis detectis.</i>	33
<i>V. De Historiis, Anonymis detectis.</i>	39
<i>VI. De Scriptoribus Philosophicis &amp; impensis Theore- tis Anonymis detectis.</i>	43
<i>VII. De Scriptoribus Anonymis Mathematicis &amp; Astrologis detectis.</i>	51
<i>VIII. De Scriptis ad Philosophiam Practicam perim- tibus Anonymis detectis.</i>	56
<i>IX. De</i>	
<i>X. De Scriptis Mistellantie variis, principiis Philologi- cis, id est, ad Sylph Latinis, antiquitatis &amp;c. fidibus pertinentibus: in quibus &amp; Satyrica, &amp; Irreverba Doctorum mutua referuntur.</i>	61
<i>XI. De Scriptis Germanis Anonymis detectis.</i>	76
<i>XII. De Scriptis Belgis Anonymis detectis.</i>	82
<i>XIII. De Libris Anglis Anonymis detectis.</i>	93
<i>XIV. De Libris Gallicis Anonymis detectis.</i>	95
<i>XV. De Libris Ialidis Anonymis detectis.</i>	97
<i>XVI. De Libris Arabum Anonymis detectis.</i>	113
<i>XVII. De Libris Anonymis avarum variarum lingua- rum detectis.</i>	122
Appendix Anonymorum, continens omilio in superioribus tagi nominis lata nota.	124
Scriptorum Plausionianorum detectorum Catalogus Alpha- beticus.	133

Abbildung 4: *De scriptis et scriptoribus anonymis* von Placcius 1674.

Die Klassifikation der Inhalte.

werden konnte, wenn der Verfasser fehlte, und die Titel desselben Werkes, wie beim Traktat über die drei Betrüger gesehen,<sup>318</sup> oft auch varierten oder dieselben Titel unterschiedliche Werke bezeichneten. Quellenangaben eruierte Placcius mit höchstmöglicher Sorgfalt und unterstrich so seinen wissenschaftlichen Anspruch. Diese Indexierung der Werke markiert von heute aus betrachtet einen Durchbruch in der Behandlung anonymer Werke. Placcius hatte sich so »bahnbrechend« ein neues Wissenschaftsbereich und ein neues wissenschaftliches Objekt erschlossen,<sup>319</sup> das flugs auch außerhalb Deutschlands Bekanntheit erlangte. Das Werk war innerhalb kurzer Zeit vergriffen. Dies legt den Schluss nahe, dass bereits ein diskursives Spannungsfeld bestanden hatte, innerhalb dessen experimentiert wurde. Neue Lösungsversuche, die anonymen Schriften zu erfassen und in die etablierte Ordnung zurückzubinden, erhielten sogleich Aufmerksamkeit. Placcius' *Syntagma* inspirierte zahlreiche andere, teils sehr umfangreiche Arbeiten, wie Lemcke detailliert zeigt. Es war aber Placcius, der die Parameter für die neue Wissensordnung gelegt hatte. Die umfangreichen Werke, die folgten, fiele zudem oft qualitativ hinter Placcius' Lösung zurück; sie listeten die Werke oft wahllos auf.<sup>320</sup> Das Schicksal dieser Kataloge erinnert nach den Ausführungen Lemckes teilweise an eine Kriminalgeschichte: unter falschem Namen veröffentlicht, plagiiert, als Raubdruck veröffentlicht.<sup>321</sup> Placcius hatte ein Instrument der Beobachtung und Registrierung entwickelt, das einem kollektiven Begehrten ent-

318 *Traktat über die drei Betrüger. Traité des trois imposteurs* 1992.

319 Lemcke 1925, S. 31–34.

320 Ebd., S. 36.

321 Ebd., S. 27 f.

gegenkam, doch es wurde gleichzeitig wiederum zu einem Element jener Anarchie, die er bannen wollte.

Doch motiviert von der Nachfrage und der großen europaweiten Zustimmung, suchte er einen noch umfangreicherem Katalog an Anonyma und Pseudonyma zusammenzustellen. Er verfasste eine sogenannten *Invitatio amica*, die auf verschiedenen Kommunikationswegen zirkulierte und dazu aufforderte, das Projekt mit Material und Ressourcen zu unterstützen.<sup>322</sup> Das Projekt bediente sich der bestehenden Kommunikationsstruktur der Gelehrtenwelt; denn ein solch umfangreiches Werk, das bestehende Verzeichnisse wie auch persönliche Nachrichten, ja Gerüchte integrierte, wäre aufgrund des Arbeitsaufwands von einer einzelnen Person nicht mehr möglich gewesen. Placcius' Korrespondenz, mit der er Mitarbeiter einwarb, gelangte bis nach Schweden, England, Italien. Gelehrte wie Leibniz zeigten sich fasziniert. Das Vorhaben überwand gemäß Taylor und Mosher, ganz entlang der Kultur der »République des Lettres«, politische wie religiöse Konfliktlinien.<sup>323</sup>

Die Zustellung von Druckwerken oder aber handschriftliche Notizen über die mutmaßlichen Verfasser von anonymen Werken zeitigte umfangreiche Wirkung. Ironischerweise blieben viele der zahlreichen Zuschriften, die Placcius erreichten, selbst anonym.<sup>324</sup> Auf jeden Fall geriet das Werk zu einem eigentlichen Kollektivprojekt der »Gelehrtenrepublik«, die wiederum sich selbst zum Gegenstand hatte: Die Gesellschaft der Gelehrten des 17. Jahrhunderts rätselte über sich selbst angesichts der Texte, die sie hervorbrachte. Placcius hatte eine eigentliche Bewegung im sich herausbildenden kulturellen Feld durch seine *Syntagma* und die »*Invitatio amica*« entfacht.<sup>325</sup>

Die kollektiven Such-, Sammel- und Jagdpraktiken waren so erfolgreich, dass die Publikation des gesammelten Materials die drucktechnischen Möglichkeiten dieser Zeit überstieg. Seine Mitarbeiter suchten fünf Jahre nach einem Verleger und einem Mäzen.<sup>326</sup> Das Werk versammelt 2777 Anonyme und 2930 Pseudonyme. Dazu kommen 519 hebräische Anonyma und Pseudonyma. Die grundlegende Ordnung folgt jener des *Syntagmas*: Die Anonyma sind zunächst wiederum nach derselben Hierarchie der Wissensgebiete aufgeteilt, dann folgen alphabetisch geordnet die Pseudonyma. Freilich sind zunächst einfach die Anonyma des *Syntagma*-Werks übernommen worden, um danach die seit der Publikation des *Syntagmas* hinzugekommenen anonymen Schriften aufzuführen. Eingeschoben werden die hebräischen Schriften, sodass das Werk nach Ansicht Lemckes gegenüber der ursprünglichen Version unübersichtlicher

322 Lemcke 1925, S. 35.

323 Taylor und Mosher 1951, S. 110.

324 Lemcke 1925, S. 51.

325 Ebd., S. 68.

326 Ebd., S. 65.

erscheint.<sup>327</sup> Wohl deswegen wurde das Register maßgeblich ausgebaut. Doch gerade die Erstellung eines Indexes führt zu einer weiteren Systematisierung der Registrierung von frei zirkulierenden Texten.

Alleine das Register umfasst schließlich mehr als hundert Seiten. Es setzt mit dem *Index Anonymorum* ein. Hier werden die Bücher nach Werktiteln gelistet, beispielsweise »Anti Machiavellus«. Zum Eintrag hinzugeführt sind Indexnummern, die wiederum zu Artikeln führen, in denen das Werk behandelt wird. Sofern verschiedene Versionen existieren, wird der Leser an Paragraphen verwiesen, in denen der Titel in seinem Kontext diskutiert, mit alternativen Titeln dieses Textes und auch mit der möglichen Urheberschaft in Verbindung gebracht wird. Oder anders ausgedrückt: Bei dem Indexieren des Anonymen handelt es sich um viel mehr als um eine einfache Zuschreibung von Texten an Verfasser. Über den Index werden die Texte auf vielfältige Weise mit bestehendem Wissen verflochten und mit dem Kollektiv *möglicher* Urheber, einem imaginären Kollektiv also, in Verbindung gebracht. Es folgt freilich noch ein zweiter Index *Autorum, tam Anonymorum, quam Pseudonymorum*. Hier findet sich die Liste der Geburtsnamen von Verfassern und Pseudonymen, unter denen sie veröffentlicht haben. Anstatt Namen werden den anonymen Werken im Index Ziffern zugeteilt, aufgrund derer sie dann wiederum im Verzeichnis identifizierbar sind. Diese Doppelung des Indexes, bei der sich gleichzeitig zwei Dimensionen der textuellen Ordnung kreuzen, zeigt, wie die Ordnungslogik von Autorschaft und Texten sich getrennt auffassen lassen, ähnlich zweier Dimensionen einer Matrix. Texte sind in der einen Ordnung untereinander verbunden, und in der anderen sind die Texte mit der Gesellschaft der Individuen verkettet. Die anonymen Texte bilden eine eigene Klasse: Einerseits bilden sie einen Textraum *sui generis*, andererseits verweisen sie auf die soziale Ordnung der Individuen, allerdings nicht, indem sie konkrete Individuen bezeichnen.

Hier wurde über Systematisierung ein relationaler Textraum geschaffen, dessen Konstruktion gerade über die unbekannte Herkunft der Texte überhaupt erst möglich war. Dieses Kollektivprojekt, das Placcius' Hinschied überdauerte, stellte wohl nicht umsonst den Begriff des *Theatrum* in den Vordergrund: *Theatrum anonymorum et pseudonymorum*.<sup>328</sup> Den Praktiken des Enthüllens wird ein theatrales, ja karnevaleskes Element zugesprochen, sie werden als Spiel auf einer Bühne beschrieben.<sup>329</sup> Dieser

327 Ebd., S. 66.

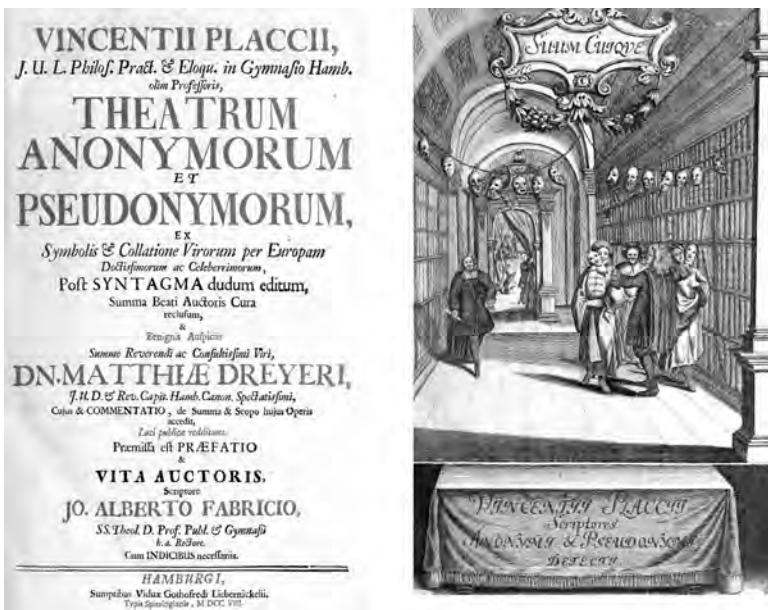
328 Placcius 1708.

329 Ironischerweise taucht dieses Motiv des Theaters und der Demaskierung erstmals in einem anonymen Plagiat auf, das wiederum die oben diskutierten ersten Untersuchungen zu anonymen Schriften kopierte. Dieses 1670 erschienene Plagiat von Geislers Lexikon mit dem Titel *Lava detracta* kannte Placcius besser als das Original und ließ sich offenbar vor allem durch dieses zu seinem Projekt motivieren, vgl. Geisler 1671; Taylor und Mosher 1951, S. 104.

virtuelle Raum eines Theaters findet sich sogar auf dem Frontispiz prominent dargestellt (vgl. die Abbildung 5): als Raum, als »Schauplatz« des Wissens. Auf der linken Seite des Bildes lässt sich eine Person in Talar erkennen, offensichtlich ein Gelehrter, der sich soeben von der Bücherwand entfernt. In der linken Hand hält diese Person ein Buch, in der rechten ein gerolltes Schriftstück. Anonyme oder pseudonyme Texte erscheinen metaphorisch als Masken, hinter denen sich einzelne Individuen verborgen. Auf der rechten Bildhälfte findet sich eine identisch dunkel gekleidete Figur, wohl ebenfalls ein Gelehrter oder Bibliothekar, welcher vor einer Gruppe von drei Personen steht, die deutlich heller und abwechslungsreicher gekleidet sind. Einer Person wird eine Maske vor das Gesicht gehalten, oder vom Gesicht gezogen, ohne Erläuterung wird dies nicht deutlich. Auf einem Schild, das unter der Decke hängt, findet sich der Schriftzug »Suum Cuisque«: Jedem das Seine. Es handelt sich um eine antike, heute kontaminierte Wendung, die für Verteilungsgerechtigkeit, aber auch für Gerechtigkeit als solche steht. An zwei Schnüren, die girlandenartig unter dem Schild befestigt sind und je zu den gegenüberliegenden Bücherregestellen reichen, hängen eine Vielzahl von Masken; sie verbinden die beiden Bücherwände, die den Raum umfassen. In der linearen gleichmäßigen Anordnung der Masken könnte es sich um eine Allegorie für das Anonymalexikon selbst handeln, die alle Werke radikal gleich behandelt, gleichsam neutral systematisch betrachtet. Der Raum öffnet sich nach hinten zu einer Art Hof, in dem schemenhaftes karnevalseskes Treiben sichtbar ist. Eine maskierte Person schaut neugierig auf die Szenerie des Vergleichens von Maske mit Gesicht. Die so identifizierte Person erscheint nicht unfreudlich, sondern eher amüsiert. Obwohl die Metapher des Theaters und der Maske im Zusammenhang mit anonymen Schriften nicht neu ist, verbreitete sich das Motiv der Demaskierung ausgehend Placcius' Werk immer weiter und diffundierte in die verschiedensten Sprachräume.<sup>330</sup> Was dabei als bemerkenswert erscheint: Die Szenerie zeigt eine in sich geschlossene, überschaubare Gesellschaft, räumlich umgrenzt, eine Szenerie der persönlichen Gegenwart und der Sichtbarkeit, hier kennt man sich, eine Szene, die fast beengend wirkt. Außerhalb dieser Bühne der le-

Gemäß Lemcke war Placcius auch von einem Werk des bezeichnenderweise unter einem Pseudonym arbeitenden Augustiners und Bibliothekars Angelico Aprosio beeinflusst, siehe Aprosio 1689. Placcius zitierte jedenfalls umfassend daraus, siehe Lemcke 1925, S. 50. Bemerkenswert ist auf den ersten Blick vor allem der Titel dieses Werks: *La visiera alzata, hecatoste di scrittori, che vaghi d'andare in maschera fuor del tempo di carnouale sono scoperti da Gio. Pietro Giacomo Villani*. Der wohl humoristisch gemeinte Titel verspricht, die Maske jenen Autoren vom Gesicht zu ziehen, die es wagen, sich außerhalb des Karnevals zu maskieren; eine Praktik, die in Venedig der damaligen Zeit durchaus zu beobachten war, siehe Mulsow 2003, S. 223.

330 Taylor und Mosher 1951, S. 114.

Abbildung 5: Titelseite von Placcius' *Theatrum Anonymorum* 1708.

gitimen Ordnung herrscht Karneval, Intrige und Unauthentisches: in der Bibliothek dagegen das organisierte legitime Wissen. »Theatrum« meint ja nicht nur das Schauspiel, sondern die Organisation von Wissen schlecht-hin.<sup>331</sup> Damit lässt sich das Genre der Demaskierungsliteratur, getragen von kollektiven Strategien der Citoyens der »Gelehrtenrepublik«, auch als Ausdruck einer ganzen Konstellation begreifen, die Identität und Identifizierbarkeit neu denkt. Placcius' Unterfangen stellt den Höhepunkt dieser ersten Inszenierung von anonymen Schriften, ja des Spiels um Anonymisierung dar. Auf jeden Fall stellt es ein stilbildendes Werk der Problematierung und paradigmatischer Subsumierung von Texten unter der Kategorie anonymer Werke dar.

### Das Scheitern der Anonymalexika

Im 17. Jahrhundert beschäftigte das Problem der Anonyma zahlreiche Lehrtengemeinschaften Europas. Anonyme wurden dabei weit intensiver

331 So wurde der Begriff »Theatrum« auch für andere Wissensordnungen oder Frühformen der Enzyklopädien angewandt, die »theatrale« Verräumlichung stellte offensichtlich einen Modus der Organisation von Wissen dar. Das »theatrum quadratum«, eine Idee des frühen sechzehnten Jahrhunderts, imagined eine Art Bühne, auf der Wissen räumlich in steinernen Nischen geordnet wird. Siehe dazu Siegel 2009, S. 41; Schmale 1997, S. 135 ff.

diskutiert als die Pseudonyme.<sup>332</sup> Auch dies hat seinen Grund: anonyme Schriften verkörpern ein Anderes der sich etablierenden Ordnung der Autorennamen, im Gegensatz zu den Pseudonymen, die die Ordnung eigentlich täuschend imitieren und sie dadurch letztlich auch stabilisieren. Oder wie Beatrice Fraenkel schreibt: »L'auteur anonyme est difficile à représenter: il ne porte ni masques, ni déguisements, il ne cherche pas à tromper, il se manifeste par l'absence de son nom, par son retrait de la scène«.<sup>333</sup>

Diese Instabilität in der Repräsentation dessen, was nicht ersichtlich ist, führte auch zu einer immer präziseren Erfassung und einer immer genaueren Klassifikation, angesichts derer die ersten Lexika anonymer Schriften in der Folge von Placcius' Werk alsbald nur noch als rudimentär erschienen. Die Identifikationstechniken wurden ausgeklügelter, die Ordnungspraktiken ziselerter. Die Erfassung und Thematisierung anonymer Schriften erreichten angesichts eines ganzen Geflechts systematischer Praktiken des Sammelns, Klassifizierens und Anordnens eine immer höhere Komplexitätsstufe. Unweigerlich entstand eine neue Wissenstechnik, um die »Masse der Daten« anhand der unterschiedlichsten Topoi zu klassifizieren und mit anderen Strömungen zu assoziieren.<sup>334</sup> Mit Michel Foucault gesprochen: Der Diskurs des Anonymen überschreitet eine »Schwelle der Epistemologisierung«. Damit ist nicht das Entstehen einer Wissenschaft als solche gemeint, sondern die Tatsache, dass sich ein Objekt formiert, und dessen Artikulation, wie es hier entlang Greimas' Schema genannt wurde, bestimmten Kohärenznormen gerecht wird und Verifikationsstrategien standhält.<sup>335</sup>

Als Antoine-Alexandre Barbier im 19. Jahrhundert das wohl umfassendste Anonymalexikon Frankreichs unter dem Titel: *Dictionnaire des ouvrages anonymes* verfasste, kritisierte er Placcius' Projekt als schlicht dilettantisch. Placcius' Herangehensweise habe sich über die gesamte »République des Lettres« ausgebreitet, ungeachtet der offensichtlichen Mängel seiner Methode. Die Werke seien unordentlich aufgelistet, er hätte seine gesammelten anonymen Schriften in einer Flut von Zitationen ertränkt und einen völlig unsorgfältigen Umgang mit der sprachlichen Natur der Quellen gepflegt, französische Titel lateinisch wiedergegeben und umgekehrt. Entsprechend unüberschaubar sei die Menge seiner Fehler, die er produziert habe.<sup>336</sup>

332 Taylor und Mosher 1951, S. 100.

333 Fraenkel 2001, S. 104.

334 Mulsoow 2003, S. 221 f.

335 Foucault 1981, S. 258–266.

336 Barbier 1872-79, S. xiv. Die Geschichte wiederholt sich: Der schottische Bibliothekar Samuel Halkett verfertigte Mitte des 19. Jahrhunderts eine der umfassendsten Anonyma-Sammlungen der englischsprachigen Literatur. Nach seinem Tod gingen seine umfangreichen Recherchen über zu einem Edinburger Kollegen, John Laing, siehe Mullan 2007, S. 5. Nach dessen Tod setzte

Augenscheinlich stabilisierte sich die Ordnung der Autorschaft und ihre Adressierbarkeit allmählich. Die Zensurmechanismen regulierten zwar die Fiktionen, aber dies geschah in aller Offenheit, wie Daniel Roche zeigt, da oft Zensoren auch Autoren waren und umgekehrt.<sup>337</sup> Autoren und Zensoren kannten sich, Zensoren wiesen weitgehend dasselbe soziologische Profil auf wie die Autoren, deren Werke sie beurteilten (weniger als ein Achtel der Zensoren entstammte dem Adel).<sup>338</sup> Der Name der Zensoren war bekannt, die Autoren konnten deren Entscheidungen verhandeln, es gab keine Anonymität in der Beurteilung.<sup>339</sup> Die Herausforderung der Erfassung alter Schriften stellte die Ordnung, die sich in der Gelehrtenkultur allmählich etablierte, allerdings immer wieder vor neue Herausforderung, es handelte sich gleichsam um ein Spiel innerhalb des Spiels.

Es entstanden neue Ideen: Alle Werke zu überblicken erschien zusehends als hoffnungslos. So sollten nunmehr die wertvollen hervorgehoben, diskutiert werden, der Wust alter Schriften verdiente schlicht keine Beachtung. Die Entwicklung der Idee eines Kanons, eines Korpus wertvoller Texte, ließ sich dahingehend auch als eine Strategie gegenüber dem Problemdruck aufgrund der Menge alter Texte verstehen. Baillet, der Bibliothekar und Theologe, befürchtete, aufgrund einer von ihm nicht mehr als bewältigbar erachteten Textmenge, einen Rückfall in die kulturelle Desorientierung oder Barbarei und kreierte deshalb seine neunbändige *Jugemens des savans sur les principaux ouvrages des auteurs*, eine Anthologie der wichtigen Autoren und ihrer Werke, die die Gebildeten zu den wirklich lesenswerten Autoren führen sollte.<sup>340</sup> Baillet hatte zuvor im Zuge seiner Tätigkeit als Bibliothekar des französischen Parlaments, im Verlaufe derer er den Schriftenbestand des Parlaments in 35 Bänden sammelte und ordnete, bereits ein Lexikon von Schriften alter Autoren vorgelegt, mit dem Titel *Auteurs déguisez. Sous des noms étrangers; empruntez, supposez, feints à plaisir, chiffrez, renversez, retournez, ou changez d'une langue en une autre*,<sup>341</sup> zunächst lediglich ein weiteres Werk in der langen Reihe der Lexika alter und pseudonymer Autoren. Es verhalf Baillet indes selbstkritisch zur Erkenntnis, dass das Projekt, die anonymen Texte der bestehenden Ordnung beizufügen, scheitern müsse: Denn die Menge der anonymen Schriften sei bereits ins Unüberschaubare angewachsen, sie zu erfassen käme einer Sisyphusarbeit gleich: »Ce seroit

seine Tochter Catherine Laing die Arbeit fort, und sie ging im Vorwort zum vierten, von ihr herausgegebenen Band mit dem Werk ihres Vaters hart ins Gericht, dass er unsystematisch gearbeitet habe, vgl. dazu Halkett und Laing 1888, S. 5.

337 Roche 1988.

338 Ebd., S. 33.

339 Ebd., S. 34.

340 Baillet 1722.

341 Baillet 1690.

une chose infinie de rechercher les exemples des bons et des méchans livres anonymes et pseudonymes qui ont esté approuvez et condamnez en France, sans qu'on ait jamais fait«.<sup>342</sup>

Deshalb schritt er zu einer grundsätzlich anderen Strategie, nämlich zur Befestigung des neuen Dispositives der Autorschaft, das die Aufmerksamkeit leiten sollte. Er stilisiert den wertvollen Autor, er entwirft einen Kanon der herausragenden Texte. Der soziale Hintergrund des Autors gehört für ihn unabdingbar mit dazu, den Text selbst zu bewerten. Im ganzen ersten Band diskutiert Baillet auf mehreren hundert Seiten sämtliche auch nur erdenklichen Aspekte der Beurteilung eines Werks: seine materiale Beschaffenheit, aber auch die Herkunft des Autors, den schulischen, theologischen oder universitären Kontext, den Kulturkreis, dem das Werk entstammt, die Sprache, in der es verfasst ist, das Alter des Autors und viele weitere Kriterien. Ausführlich diskutiert er etwa auch die Bedeutung akademischer Titel, den *titre d'honneurs*, mit denen die Autoren versehen sind, darunter Dutzende verschiedene Arten von Doktortiteln,<sup>343</sup> die zu der Zeit verliehen wurden. Entsprechend wettert er gegen den Betrug durch Pseudonyme. Die Pseudonyme folgten bereits der »neuen Mode«,<sup>344</sup> den Namen des Verfassers auf das Titelblatt zu setzen, ohne sich als Person kenntlich zu geben.<sup>345</sup> Sie täuschten dadurch die Gesellschaft und brächten über ihre Praktik nichts Produktives hervor.

Doch selbst Baillets Atlas, der als Orientierung des überforderten Lesers dienen sollte, enthält noch eine Liste der anonymen Werke, *Préjugés des Livres Anonymes, et des noms des Auteurs*, deren Bedeutung er ausführlich, aber mit einem skeptischen Blick diskutiert. Zwar bedeute die Tatsache, dass die Herkunft einer Schrift unbekannt sei, nicht, dass sie von minderer Qualität sei: »La suppression et la supposition des noms ne sont pas toujours un mauvais préjugé contre les Livres, parce qu'on est assés persuadé qu'il peut y avoir également de bons et des méchans motifs, qui portent les Auteurs à ne point exprimer le leur«.<sup>346</sup> Auch ließen sich die Motive nicht aus den Texten erschließen. Doch produzierten diese Schriften eine Orientierungslosigkeit, und diese wiederum führt zu zwei Effekten: das Werk, womöglich durchaus wertvoll, werde schlüssig ignoriert, weil es sich

342 Baillet 1690, S. 72.

343 Baillet 1722, S. 108 ff.

344 »De la mode de mettre son nom au commencement du texte ou dans le titre du livre«, heißt es in der Überschrift zum dritten Kapitel von Baillet 1690.

345 Baillet schreibt: »Aucune de ces trois especes, ny les Anonymes, ny les Plagiaires, ny les Imposteurs n'ont eu dessein d'abolir la mode de joindre le vray nom du véritable Auteur au titre de son ouvrage, quoy qu' ils ayent gardé une conduite fort contraire à cette pratique. Les premiers, je veus dire les Anonymes n'ont pas pretendu se proposer pour des exemples: s'ils ont fait faire une exception la regle, ils ont eu la prudence de juger qu'elle étoit que pour eux«, ebd., S. 32.

346 Baillet 1722, S. 250.

nicht in die bestehende Werteordnung einfügen lässt. Den zweiten Effekt aber beurteilt Baillet als sehr viel gefährlicher. Er betrifft all jene, die, im Gegensatz zu den Ersteren, sich unbekümmert einer inhaltlichen Materie nähern, ohne sich um ihren Kontext, respektive um die soziale und intellektuelle Stellung des Autors zu kümmern. Denn wenn die Botschaft dieser Texte, ihr Wissen nicht in einen Kontext eingeordnet sei, vermöge sie sich um so direkter und subversiver zu entfalten. Und dies ist gerade bei den häretischen anonymen Texten der Fall. Wie soll ein Kanon der wertvollen Werke dann mit anonymen Schriften umgehen?

Baillet verstrickt sich indes beim Versuch, diese unmarkierte Zone in den Griff zu bekommen, in ein Paradox, das allen Versuchen der Kontrolle und Überwachung von als gefährdend erachteten, anonymen Schriften inhärent ist: Über die kontrollierende Erfassung wird das überhaupt erst zur Sichtbarkeit gehoben, so Georges Minois, was eben gerade kontrolliert werden soll.<sup>347</sup> Minois berichtet, dass gerade deshalb sogar ein Index verbotener Schriften verboten wurde, weil er das Publikum überhaupt erst auf die Existenz dieser Schriften aufmerksam machte: »C'est là le paradoxe permanent de la censure: elle est, depuis toujours, le plus puissant agent publicitaire des ouvrages défendus, au point qu'au XVIIe siècle l'impératrice Marie-Thérèse interdira dans ses États la publication du catalogue de l'Index, car son principal résultat était de révéler aux gens la liste d'une foule de mauvais livres dont ils n'auraient jamais sans cela soupçonné l'existence«.<sup>348</sup> Dieses Paradox geht mit der Markierung gefährlicher Schriften stets einher, wie bereits Diderot bemerkte, der sich über die Zensur lustig machte.<sup>349</sup> Das Setzen eines Buches auf den Index verbotener Bücher, so Diderot, lässt es nicht nur attraktiver werden, es findet nicht nur mehr Leser, sondern es lässt auch den Preis in die Höhe schnellen. Und wenn es erfolgreich aus dem Verkehr gezogen wird, schrien die Leute bloß: »gebt uns eine neue Auflage«. Mit anderen Worten, die gesonderte Markierung eines Werks bedeutet auch seine Integration in eine Ordnung des Diskurses und der Aufmerksamkeit. Dies gilt entsprechend nicht nur für Indizes verbotener und zensierter Schriften, sondern auch für die Anonymalexika. Sie waren letztlich Navigationsinstrumente

347 Vgl. zu einem ähnlichen Argument: Mulsow 2003.

348 Minois 1995, S. 44 f.

349 »Mais je vois que la proscription, plus elle est sévère, plus elle hausse le prix du livre, plus elle excite la curiosité de le lire, plus il est acheté, plus il est lu. Et combien la condamnation n'en a-t-elle pas fait connaître que leur médiocrité condamnait à l'oubli? Combien de fois le libraire et l'auteur d'un ouvrage privilégié, s'ils l'avaient osé, n'auraient-ils pas dit aux magistrats de la grande police: ›Messieurs, de grâce, un petit arrêt qui me condamne à être lacéré et brûlé au bas de votre grande escalier!‹ Quand on crie la sentence d'un livre, les ouvriers de l'imprimerie disent: ›Bon, encore une édition!‹«, Diderot 1861, S. 71. Daniel Roche macht auf die entsprechende Stelle in Diderots *Lettre sur le commerce de librairie* aufmerksam, siehe Roche 1989, S. 22.

für die »Jagd nach dem Anonymen« in Europa, welche das Territorium selbst hervorbrachten, auf dem sie sich zu orientieren versuchten.<sup>350</sup> Der Widerspruch kommt um so deutlicher zum Ausdruck, als dass Beispiel die Zensurinstanzen Placcius' *Theatrum* intensiv nutzten, aber gleichzeitig dessen Gebrauch selbst unter harsche Kontrolle stellten.<sup>351</sup> Mehr noch, eine weitere Paradoxie, befördert dieser Versuch die anonymen Werke zu kontrollieren, mitunter auch den Entzug des Namens und die Strategien der Anonymisierung, indem dem anonymen Werk in einer Ordnung, die den Verfassernamen vorsieht, besondere Aufmerksamkeit zukommt, wobei ein mögliches Kalkül der Verfasser bereits auf die sich abzeichnende Entlarvung schiebt, um dann perfekt adressiert und in die öffentliche Aufmerksamkeit gebracht zu werden.

Das systematische Erfassen von anonymen Schriften resultiert also keineswegs aus einer Beobachtung eines diskursiven Außen, vielmehr bilden sich in der Ordnung der Texte und Textproduzenten zwei Räume, die nach eigener Logik funktionieren, aber sehr wohl miteinander korrespondieren. Die Praktiken des Identifizierens, Systematisierens und Auflistens von anonymen Texten lenken die Aufmerksamkeit auf einen »scheinbar kohärenten clandestinen Untergrundes«, der vor der Erfassung in der Form nicht existierte: »Just jene Gruppe von Polyhistoren, die kryptonyme Schriften verdammt und klassifiziert« haben, so Mulsow »erzeugt in ihren Kompendien und Lexika einen virtuellen Raum von heterodoxen Personen und Schriften, der als solcher den Autoren nicht zugänglich war, nun aber, ex post, als eine scheinbare Gesamtheit sichtbar wird«.<sup>352</sup> Währenddessen gerät das Werk, das der neuen Ordnung folgt, den Namen des Verfassers auf das Frontispiz zu setzen, selbst zu einem unmarkierten Normalen. Das Markierte kippt ins Unmarkierte. Der Versuch, einen Raum auf der Basis des anderen zu stabilisieren, muss angesichts dieser Rückkoppelungsschläufen beinahe schon notwendigerweise scheitern.

Doch es ist bemerkenswert, dass diese Wissenstechnik, die diese beiden Räume erzeugt, nicht auf einer bestimmten Ideologie, einer bestimmten Religion basiert, oder mit revolutionären oder konservativen Intentionen einhergeht, sondern sich vielmehr als Effekt der Etablierung einer Beobachterposition schlechthin erweist. Die Praktiken der Gelehrten der »République des Lettres«, innerhalb derer die systematische Suche und Klassifikation einsetzte, überschreiten auch hier die Konfessionsgrenzen, Sprachräume und Ideologien. Wie Werner Krauss anhand des Beispiels Frankreichs zeigt, waren die »Gegner der Aufklärung die ersten ..., die sich polemisch mit der hinterhältigen Taktik des anonymen Publizierens

350 Fraenkel spricht von einer »chasse aux anonymes«, siehe Fraenkel 2001, S. 102 ff.

351 Blair 2011, S. 231.

352 Mulsow 2003, S. 230.

befassten«.<sup>353</sup> Andererseits forderte auch Jean-Paul Marat, späterer mythischer Held der Französischen Revolution, dass jeder Autor, jeder Drucker zur Offenlegung der Namen gezwungen werden müsse, und die Buchhändler, die anonyme Literatur in Umlauf bringen, hart zu bestrafen seien, um der allgemeinen »Sittenverderbnis« entgegenzutreten, die es ermöglicht, ungestraft Halbwahrheiten oder gar Falsches zu verbreiten, nachdem die Gegner der Aufklärung in den Untergrund abgetaucht waren.<sup>354</sup>

Es lässt sich also die These formulieren, dass es nicht eine bestimmte religiöse, kulturelle oder politische Bewegung war, welche die Herkunft und damit die Anonymität der Texte problematisierte, sondern allgemeiner gesprochen, die Herausforderung der legitimen Ordnung des Wissens angesichts frei flottierender Publikationen, die sich zuallererst dadurch als subversiv erwiesen, weil sie sich nicht mehr in die sich etablierende Ordnung einbinden und im breiteren gesellschaftlichen Raum lokalisierten ließen. Dies geschah ungeachtet der tatsächlichen oder vermeintlichen Brisanz ihres Inhaltes.

Am Ursprung für diesen Prozess der Problematisierung von Anonymen stand also nicht so sehr ein Wissensdefizit,<sup>355</sup> sondern die Veränderung der Aufmerksamkeitsstrukturen. Sie signalisierten, dass ein neues Modell der Regulation von Fiktionen sich durchzusetzen beginnt.<sup>356</sup> Erst die Markierung der Evidenzen und die Verarbeitung der Daten generierten ein Wissensdefizit, indem dadurch eine neue Kategorie von Phänomenen sichtbar gemacht wurden und sich damit ein Fragwürdiges und Problematisches zeigte. Die Tatsache, dass nicht das Wissensdefizit ausschlaggebend für die Anonymitätsdiskurse dieser Zeit war, anerkennt auch Krauss. Denn ein anonymes Werk, so argumentiert er stringent, bleibt ein anonymes Werk, selbst wenn der Autor der Schrift allgemein oder in einhellenigen Kreisen bekannt war, was oft der Fall war, der Autor der Schrift bekannt war (wie etwa im Fall vieler Werke Voltaires).<sup>357</sup> Das Werk bleibt gesondert markiert, als eine Art Post-Anonymes, bei der der Namen zuerst gefunden werden musste.

Hier zeigt sich nun eine neue Konstellation, aufgrund derer neue Realitäten sichtbar, problematisiert werden, gleichzeitig neue Formen des Ver-

353 Krauss 1987, S. 283.

354 Fußnote 58 in ebd., S. 342.

355 Tendenziell anderer Auffassung, das heißt, ein ursprüngliches Wissensdefizit als ausschlaggebend betrachtend, scheint Mulsow zu sein, siehe Mulsow 2006, S. 220.

356 Marcy North schreibt in ihrer Untersuchung zur *anonymous Renaissance* entsprechend: »The collaborative process of book production, I argue, created a material space for the suppression, disguise, and manipulation of names; it made some names invisible and, conversely, made visible the absence of other names«, North 2003, S. 56.

357 Krauss 1987, S. 273.

bergens entstehen ebenso wie neue Strategien des Suchens und Identifizierens. Die umfassende Kontrolle der Zirkulation von Büchern und Fiktionen scheitert. Die Zahl der Publikationen, die ihren Entstehungsort und Verfassernamen verbargen, vervielfältigten sich vielmehr als Antwort auf die »Polizei der Bücher«.<sup>358</sup> Mehr noch, den frei flottierenden Texten entsprachen über Verbreitung von Bildung möglicherweise eine zunehmende Zahl »umherschweifender Produzenten« von Texten, die ebenso die Ordnung unterliefen.<sup>359</sup> Baillets Weg, die hoffnungslose Jagd nach anonymen Schriften aufzugeben, denen so nur ungebührlich Aufmerksamkeit zukommt und sich stattdessen auf das inhaltlich Wertvolle, kontextuell Deutbare zu konzentrieren, auf den Kanon, verweist bereits auf eine sich abzeichnende neue kulturelle Ordnung, die sich über Ignoranz zu stabilisieren versuchte.

## 2.3 Anonymität: Die Fabrikation einer symbolischen Form

Die systematische Problematisierung von Namenlosem setzte, wie gesehen im Bereich der Produktion und Kontrolle von Texten ein, die mit dem technischen und sozialen Wandel hin zur Moderne eine fundamentale Veränderung erfuhren. Ungeachtet der Tatsache, dass Bücher und gedruckte Schriften auch im neuen Regime des Buchdrucks stets Ergebnisse eines ganzen Kollektivs und seiner technischen Bedingungen sind, entwickelte sich allmählich eine Ordnung, die Texte und Produzenten individuierte und miteinander verband. Die Instanz des Autors ließ die fluktuierenden Ideen, Imaginationen gleichsam wieder sozial einbinden, übersichtlich ordnen, sogar erklären und letztlich kontrollieren. Doch diese neuen Ordnungsprinzipien, so das Argument, produzierten auch einen Rest, der sich dieser Ordnung nicht fügte: einen Raum unmarkierter Texte. Diese unmarkierten Zonen der Textsphäre entwickelten eine Eigenständigkeit und produzierten neue Instabilitäten: beispielsweise in Form klandestiner

358 Söhn 1974, S. 40 ff.; Courtney sprach beispielsweise direkt von *The secrets of our national literature*, bei ihm haftet dem Aufdecken im Nachhinein das Element eines Spiels an: Er spricht auch von der »pleasure«, die Geheimnisse aufzudecken, siehe Courtney 1908.

359 Dieser Begriff wird dem Titel einer Sammlung von Aufsätzen Toni Negris, Maurizio Lazzaratos und Paolo Virnos entnommen; gemeint ist mit der Bezeichnung das Ergebnis einer »immateriellen Arbeit«, die durch neue Zirkulationsformen entsteht, die nicht mehr an eine konkrete Werkstätte gebunden sind. Sie führt zu umherschweifenden Produzenten immaterieller Güter, die auch eigene subversive Praktiken hervorbringen, siehe Negri u. a. 1998. Gerae Mulsows Untersuchung zur Ideengeschichte der Neuzeit, die er unter dem Titel »prekäres Wissen« fasst und damit auch die Situation der Wissensproduzenten meint, zeigt, dass sich diese Bezeichnung des »umherschweifende Produzenten« bereits auf diese Zeit anwenden ließe, vgl. Mulsow 2012.

Zirkulation von Texten innerhalb der neu entstandenen »République des Lettres« selbst. Schon früh wurde diesbezüglich von Figuren, agierend im Schatten, von Verbergen und Tarnen, später vom Untergrund gesprochen. Das vorhergehende Kapitel rekonstruierte, wie dieser klandestinen Zirkulation jenseits der sich etablierenden Ordnung eine besondere und allmählich immer systematischere Aufmerksamkeit zukam, mit dem Ziel, die »umherschweifenden« Text-Produzenten und ihre Produkte ohne kenntliche Herkunft in die entstehende Ordnung einzubinden.

Zur Beschreibung dieser anarchischen Texte etablierte sich allmählich die Bezeichnung »anonym«, oft wurden sie lediglich mit dem Kürzel »anon.« versehen. Diese Bezeichnungsweise blieb zunächst ausschließlich auf die Textwelt beschränkt. Als »anonym« wurde zunächst die Abwesenheit der Namen von Produzenten bezeichnet und nicht die Eigenschaft oder Inhalte des Textes selbst. Als »anonym« markierte Texte signalisierten eine Unabhängigkeit von den neuen Normen der Buchkultur seit der Aufklärung – als Eigenschaft dieses Textes selbst. Sie zeigten eine (scheinbar) autonom existierende Zirkulationssphäre in der Welt der Texte selbst. Doch die Bezeichnung »anonym« verwies stets auch auf die Existenz der Ordnung in dieser Welt der Texte, bestätigte sie in gewisser Weise auch. Diese diskursive Logik bezog sich zunächst allein auf Ordnungspraktiken in der »Gesellschaft« der Texte selbst. Doch hierin, im zentralen Bereich der Organisation von Wissen in Wissenschaft, Literatur, Theologie, entstanden Strategien zur Lösung eines Ordnungsproblems, die alsbald in anderen Gebieten übernommen wurden. Nicht zuletzt bot dieser Name eines Namenlosen eine Lösung an, ein scheinbar außerhalb der Ordnung Existierendes mit den Mitteln dieser Ordnung selbst zu beschreiben und zugleich als Anderes bestehen zu lassen. Wie kann der Vorgang begriffen werden, dass die neue Bezeichnungsweise in gänzlich anderen Feldern erscheint? Verbindet sie sich mit denselben Strategien und Praktiken? Inwiefern erhält der Begriff im neuen Umfeld selbst neue Bedeutungen, erzielt er neue Effekte?

Gegenwärtig besitzt die Bezeichnung des Namenlosen als Anonymes offensichtlich keinen genuinen Ort mehr. Nichts deutet mehr darauf hin, woher der Begriff stammt. Seine Geschichte, die Aushandlungsprozesse, die mit ihm einhergehen, sind desartikuliert. Die Bezeichnung wandert zwischen diskursiven Feldern, die scheinbar untereinander keinen Bezug haben: von Publikationen, deren Autor nicht genannt ist, zur Diskussion der Politik der Datenarchivierung; von der Soziologie moderner Gesellschaften zur phänomenologischen Philosophie; von der Anonymisierung von elektronischen Daten zur Frage der Speicherung der Namen von Samenspendern zu »Anonymen Alkoholikern«; von der Klage über die Anonymität moderner Gesellschaften zur Rede vom kommenden Aufstand, der aus dem Anonymen heraus geschehen wird. In jedem dieser Felder erfasst der Begriff divergierende Populationen von Existenzien und Ereignissen.

nissen. Er scheint vollständig abstrakt zu sein, selbst inhaltsleer, und doch verbindet er sich mit Wahrnehmungen, gibt ihnen eine ganz bestimmte Form. Gerade dieses Inhaltsleere, diese Abstraktheit und scheinbare Herkunftslosigkeit des Begriffs des Anonymen lässt indessen aufhorchen: Auf welche Weise erreicht der Begriff diese Allgemeinheit, diese Abstraktheit, dass er von einem Wissensgebiet ins andere wechselt, in einer anderen Umgebung operieren kann, wenn er doch lange Zeit auf die Bezeichnung von Texten beschränkt war? Und weshalb ergibt er dann in den unterschiedlichen Gebieten dennoch Sinn? Was trägt er für ein Wissen mit sich?

Eine solche Zirkulation eines begrifflichen Konzepts ist an sich nichts Besonderes. Sie lässt sich als das begreifen, was Isabelle Stengers in ihrer Untersuchung der Dynamik wissenschaftlichen Wissens als »Nomadisierung« von Begriffen bezeichnet hat.<sup>360</sup> Nomadisierende Begriffe lassen sich als Bruchstücke aus einem umfassenderen Wissensgebiet begreifen, die von irgendwoher kommen und als Bruchstücke eines umfassenderen Gebietes an einem anderen Ort wieder auftauchen, ähnlich von Kometen, Asteroiden in neuen Konstellationen.<sup>361</sup> Stengers untersucht indes die Performanz von Begriffen im engen Bereich der Wissenschaften. Doch aufgrund des hier vertretenen theoretischen Horizonts spricht nichts dagegen, das Konzept der Anonymität auch als nomadisierender Begriff im obigen Sinne zu betrachten.

Was sind für Stenger die Voraussetzungen einer »transdiskursiven Situation«, in der ein spezifischer Begriff von einem Gebiet in ein anderes wechseln kann?<sup>362</sup> Stengers betrachtet wissenschaftliche Begriffe nicht primär als semantische Abschattierung von Ideen, sondern als eine Art und Weise, Phänomene zu organisieren. Diese Weise des Organisierens ist selbst an Voraussetzungen gebunden, nämlich an Definitionen und an die Umorganisation von Bedeutungen, an eine erfolgreiche Auseinandersetzung oder Abarbeitung an Phänomenen und folglich an eine soziologische Stabilisierung innerhalb eines Kollektivs, das den Begriff gebraucht.<sup>363</sup> Dabei geht bei Begriffen, die sich schlussendlich durchsetzen, oft vergessen, auf welche arbiträre Weise sie entstanden sind. Die Verbreitung von Begriffen auch auf andere Gebiete, die Initiierung des Nomadischen, ist nun

360 Stengers 1987a.

361 Von der Idee her schließt die Erforschung von Begriffen, die Wissensgebiete eigentlich durchschreiten, an eine Tradition an, die bis Auguste Comte zurück reicht, vgl. Fedi 2002a. Die Bezeichnung »concept nomade«, die Stenger dem Phänomen gab, ereilte indes auch das Schicksal, das es selbst beschreibt: Die Vorstellung von nomadisierendem Wissen migrierte bereits in andere Bereiche, so in die Philosophie, Fedi 2002b, in die Architektur, Girard 1986, wie auch in die Human- und Sozialwissenschaften, siehe Christin 2010.

362 Der Begriff »transdiskursive Situation« hat Foucault eingeführt, siehe Foucault 2003d, S. 267. Der Begriff ergänzt in dieser Untersuchung Stengers Ansatz.

363 Vgl. hierzu Stengers 1987b, S. 11.

wiederum auf das angewiesen, was Stengers als das Propagieren von Konzepten bezeichnet (»propagation des concepts«).<sup>364</sup> Dabei spielt Stengers bewusst auf die Mehrdeutigkeit (nicht nur im Französischen) des Begriffs »propagation« an. Er kann sowohl ein biologisches wie auch ein soziales Phänomen bezeichnen: der Vermehrung und Ausbreitung (von Seuchen) einerseits sowie der Diffusion und Strategie der Verbreitung von Ideen (auch im Sinne von Propaganda) andererseits. Es hängt für Stengers viel von zufälligen Umständen ab, ob sich ein Konzept erfolgreich in anderen Wissensfeldern »propagieren« lässt. Doch erkennt sie auch zwei entscheidende Strategien, welche die Passagen begünstigen: einmal das, was sie Aushärtung oder Schärfung nennt (»durcissement«), und zum andern das, was sie »capture« (einfangen oder Übernahme) nennt. Das, was Stengers als »Härtung« bezeichnet, bezieht sich auf die Tatsache, dass Vertreter von instabilen Wissensgebieten diese mit der Präzision und dem Prestige der harten Wissenschaften über ein neues definierbares Konzept gleichsam härteten, schärfen wollen.<sup>365</sup> Die Übernahme (»capture«) eines Konzepts resultiert aus der Praxis von Experten auf diesem Gebiet, einen Begriff neu zu definieren, ihn an ihr eigenes Feld anzupassen und damit gleichzeitig von dem »Wissen« des Begriffs (und der verbundenen Recherche), das er in einem anderen Feld angereichert hat, wie auch von dem damit einhergehenden Prestige zu profitieren.<sup>366</sup>

Augenscheinlich findet für Stengers die Härtung von Begriffen im Bereich der Wissenschaften statt, bevor sie in die Gesellschaft diffundieren. Es ist indes kaum anzunehmen, dass beispielsweise Husserl, dessen Arbeit am Anonymitätsbegriff im zweiten Band zur Diskussion steht, seine Phänomenologie härteten wollte, als er aus dem gesellschaftlichen und literarischen Bereich den Begriff des Anonymen für seine Philosophie übernahm. Aber dennoch musste ihm der in der Gesellschaft gebrauchte Begriff und seine Art und Weise, Phänomene zu bearbeiten, als die Lösung eines Problems erschienen sein, (scheinbar) ungeachtet des Kontexts seines Ursprungs. Mit anderen Worten gesagt: Die Kommunikation von Wissenschaft und Gesellschaft erweist sich als äußerst vielfältig. In diesem Sinne griff Pierre Bourdieu Stengers Idee nomadisierender Konzepte auf und erweiterte in einer für diese Untersuchung dienlichen Weise.<sup>367</sup> Seine Vorstellung bezieht sich auf einen breiteren gesellschaftlichen Kontext der

364 Ebd. Die folgende Diskussion orientiert sich an diesem Text.

365 Als Beispiel nennt Stengers selbst das Konzept des »Programms«, das von der Informatik auf die Genwissenschaften übertragen wurde, um die Unabänderlichkeit eines genetischen Programms zu illustrieren oder aber die Übertragung des Systembegriffs von der Mechanik auf die Ökonomie.

366 Stengers 1987b, S. 23.

367 Bourdieu 1990a.

Zirkulation von Ideen, auch in ihren verschiedensten materialen Formen wie Texten, Bildern und anderen Artefakten.<sup>368</sup>

Dass die Artefakte über diskursive Grenzen hinweg zirkulieren, bedeutet für ihn nicht, dass die Ideen dieselben bleiben. Bourdieu betrachtet ihre Zirkulation auch als störungsanfällig. Erhält ein Konzept jenseits seines Ursprungsmilieus Aufmerksamkeit, innerhalb dessen es gebildet wurde, bedeutet dies, dass es auch ohne seinen Kontext, ohne Wissen seiner Produktionsbedingungen und des konkreten Gebrauchs funktionieren kann. Gleichzeitig wird es über verschiedene Instanzen gefiltert, letztlich in einem neuen Rezeptionsumfeld unterschiedlich interpretiert und mit anderen Konzepten verknüpft. Diese neuen Zirkulationsweisen sind für Bourdieu Motor unzähliger Missverständnisse. Ungeachtet der Tatsache, dass solche Travestien auch ein produktives Moment beinhalten können, lässt sich ergänzen, dass die Dekontextualisierung überhaupt die Bedingungen der Möglichkeit der Zirkulation darstellt: Sie ist Bedingung einer transdiskursiven Situation, die, je nach Perspektive, einen Mangel oder eine Quelle von Missverständnissen beinhaltet. Zudem besteht die Möglichkeit, dass sich im neuen Kontext andere Wissensformen und Praktiken mit dem Begriff verbinden, er andere Effekte erzielt als ursprünglich konzipiert, ganz im Sinne von Stengers These, dass ein Begriff weniger über seine Inhalte Wirkungsmächtigkeit erhält, als über die Art und Weise, wie er Phänomene zu organisieren vermag.

Auch die Leistung des Begriffs des Anonymen liegt in gewisser Weise darin, dass sich mit ihm Phänomene organisieren lassen, wie etwa die unübersichtliche Zahl von verfasserlosen Schriften angesichts der Etablierung einer bibliografischen Ordnung. Der Begriff des Anonymen erlebte dabei tatsächlich eine Härtung, nicht nur über die Systematik der Wissenschaften, die Ordnung in das Publizierte bringen wollten, sondern auch über zensurrechtliche, polizeiliche Praktiken, die direkt auf Menschen zielten und den Begriff des Anonymen mit der Aura des Verbotenen versahen. Das Moment, das es ermöglicht, dass das Konzept des Anonymen auf andere Wissensgebiete übergreift, so die Überlegung, ergibt sich daraus, dass es in anderen Gebieten bestimmte Leistungen zu vollbringen verspricht, selbst wenn diese nicht mit jenen der Buchkultur identisch sind. Auf jeden Fall wird ein zuvor frag- und problemlos erscheinender Bereich namenloser Phänomene durch den Begriff eingegrenzt, problematisiert und bearbeitbar gemacht. So ergeben sich mit der Übernahme des Anonymitätsbegriffs – und damit seiner Geschichte – in ein neues Gebiet zugleich zwei Achsen der Problematisierung, nämlich über die Bezeichnung eines neuen Felds des Realen als politisch oder epistemisch relevant und über die Möglichkeit, dieses neue Feld von Entitäten zu beobachten, zu beschrei-

368 Bourdieu, Champagne und Christin 2004.

ben, rechtlich zu fixieren, Ordnung in Anarchie zu bringen – und vielleicht auch Anarchie in die Ordnung.

### Das Anonyme als »Begriff«

Es fragt sich nicht nur, »was« denn migriert und nomadisiert, sondern auch, wie es denn überhaupt möglich ist, dass ein Begriff von einem Wissensgebiet ins andere zu »wandern« vermag. Der Begriff »anonym« erweist sich, im Gegensatz zu vielen anderen nomadisierenden Konzepten, als wenig bildhaft. Er lässt sich nicht als Metapher für irgend etwas entschlüsseln, er evoziert kein Bild von etwas. Handelt es sich überhaupt um einen politischen, theoretischen Begriff? Oder fehlt das Konzept, wie gezeigt, zu Recht in den klassischen begriffsgeschichtlichen Lexika?<sup>369</sup>

In gewisser Hinsicht ist »Anonymität« aufgrund der genuinen Inhaltsleere des Begriffs ein geradezu klassisch modernes Konzept. Bereits Koselleck beobachtete, dass die gesellschaftlichen »Leitbegriffe« seit der Neuzeit immer abstrakter werden. Er erklärt sich dies aufgrund eines fortschreitenden Verlusts von »anschaulich hingenommener Zuordnung von sozialen Gegebenheiten und deren Benennungen«. Die gesellschaftsprägende Kraft der Begriffe wird von einer eigentümlichen Allgemeinheit und Mehrdeutigkeit der resultierenden Wortbildungen und Kollektivsingularen kontrastiert, die immer mehr zu »Leer- und Blindformeln« zu geraten drohen.<sup>370</sup>

Mehr noch, ein solcher, idealtypisch moderner Begriff sei zwar als Wort eine Einheit, ein Ganzes, aber auf semantischer Ebene bilde er bloß ein fragmentarisches Ganzes, indem er verschiedene Komponenten, Bedeutungsdimensionen und -splitter unter einer Bezeichnung sammelt.<sup>371</sup> Mit anderen Worten, gerade in Bezug auf seine Abstraktheit dialektisch gewendet, gerät ein solcher Begriff selbst zum Konzentrat »vieler Bedeutungsinhalte«.<sup>372</sup> Und es ist gerade die Art dieser Zusammensetzung von Partikularitäten, durch die er seine Resonanz erreicht, durch die er als »fragmentarische Totalität«<sup>373</sup> an verschiedene diskursive Kontexte anschlussfähig wird. Das Beispiel des Begriffs »Staat«, das Koselleck anführt, um Begriffe als »Konzentrate« mannigfacher Sachverhalte und Bedeutungsinhalte zu begreifen, lässt sich ganz in diesem Sinne sehen.<sup>374</sup> Von daher zeigt das Konzept des Anonymen aufgrund seiner Abstraktheit und der Möglichkeit, Heterogenes zu fassen, durchaus zentrale Eigenschaften,

369 Vgl. die Ausführungen auf Seite 39.

370 Koselleck 1972, S. XVII.

371 Deleuze und Guattari 2000, S. 21.

372 Koselleck 1972, S. XVII.

373 Deleuze und Guattari 2000, S. 30.

374 Koselleck 1972, S. XXII.

wie sie große Konzepte der Begriffsgeschichte, so »Staat«, »Klasse« oder »Fortschritt«, auch aufweisen.

Doch in welche Realitäten das Konzept des Anonymen eingreift, wie es diese Realität verändert, unterscheidet sich notgedrungen von anderen Begriffen und muss im Konkreten untersucht werden. Klassischerweise verweist ein Begriff auf ein Feld von Problemen, die er auch herausstellt, ohne die er keinen Sinn hätte, so Deleuze und Guattari.<sup>375</sup> Gerade eine solche Totalisierung von Heterogenem – wie etwa die unterschiedlichsten sozialen Lagen im Konstrukt der »Klasse« oder des »Bürgertums« – verweise auf gesellschaftlich neuralgische Zonen, bei denen irgend etwas »problematisch« geworden ist, das dadurch einen Namen erhält (die Ungleichheit der Menschen zum Beispiel) und in der Folge zu weiteren Differenzierungen einlädt (die Beschreibung der Ungleichheit der Menschen mit ihren differenzierten begrifflichen Abschattierungen). Das Auftauchen des Begriffs führt dann zu einer Entlastung vom Problem der umständlichen oder gar unmöglichen Beschreibung, es deblockiert diskursive Zusammenhänge, lässt die Artikulation von Realitäten zu, die übersehen worden sind.

Adi Ophir vertritt die These, dass neue Begriffe gerade dort auftauchen, wo bisherige Bezeichnungsweisen versagen, sich als ungenügend erweisen und auch Präzisierungen oder Neudefinitionen scheitern müssen.<sup>376</sup> Oder wie Ophir mit Foucault spricht: Das Auftauchen von neuen Begriffen signalisiert, dass ein »Diskursregime« in ein anderes wechselt.<sup>377</sup> Neue Zonen von Erscheinungen zeigen sich: Ophir spricht denn auch von eigentlichen begrifflichen Territorien,<sup>378</sup> die der Begriff gleichsam vermisst und sie dadurch gleichzeitig verändert. Im vorliegenden Fall: Anonymität markiert Zonen des Namenlosen. Doch hier zeigt sich die Differenz zu anderen Begriffslogiken. Dieses Markieren geschieht nicht, indem das Anonyme die unmarkierten Zonen symbolisch mit Namen auffüllt, definiert, sondern gerade, indem die Nicht-Bezeichbarkeit zum konstitutiven Element des Begriffs selbst wird. Dies ist im Wesentlichen der Unterschied zu anderen Begriffen, die ein Defizit der Benennung beheben möchten.

Bei einer »Archäologie« des Anonymitätsbegriffs geht es immer um mehr als um eine begriffliche historische Rekonstruktion, sie ist selbst ein Instrument, um gesellschaftliche Umbrüche zu verstehen. Das Erscheinen neuer Konzepte in einem Diskurszusammenhang – Konzepte, die also stets mehr sind als definierbare Wörter, so das Ergebnis dieses theoreti-

375 Deleuze und Guattari 2000, S. 22.

376 Er schreibt auch: »Der Begriff ist das Begriffswort als Statthalter der Leerstelle jener Frage ›was‹, die durch keine Angabe einer Referenz und keine Gebrauchsanweisung beantwortet werden kann«, Ophir 2012, S. 3, 11.

377 Ebd., S. 17.

378 Ebd., S. 1.

schen Umrisses –, erscheint einerseits als Indiz, dass bisherige symbolische Welten angesichts veränderter Realitäten nicht mehr funktionieren. Ihr Erscheinen reagiert auf etwas, das noch nicht symbolisch verarbeitet, »begriffen« ist; der Begriff enthält ein Element, das »noch nicht erreicht wurde und vielleicht auch nicht erreichbar ist«.<sup>379</sup> In dieser Hinsicht kann das Auftauchen von neuen Begriffen, also etwa der »Anonymität«, als eine Art »Syndrom« bezeichnet werden: als ein Syndrom sich verändernder Realitäten, sich bewegender diskursiver Felder, die unversehens Lücken, Risse aufweisen und Unverstandenes, Unbezeichnetes signalisieren. Doch andererseits stellt die Emergenz und der Gebrauch von Begriffen auch mehr als ein Syndrom dar, das auf bestehende, lückenhafte Konfigurationen reagiert. Denn die »Heterogenese«,<sup>380</sup> die der Begriff leistet, bringt ein neues Element zum Erscheinen bringen, das wiederum andere Aspekte des Realen hervortreten lässt, oder anders ausgedrückt: Der Gebrauch von in irgend einer Weise bedeutsam gewordenen Konzepten lässt sich damit nicht nur als Krisenphänomen verstehen, sondern auch als produktiven Prozess begreifen, Realitäten neu zu ordnen, neue »Ereignishorizonte«, Potenzialitäten zu öffnen.

### *Die Enzyklopädisierung des Namenlosen*

Die Frage, wie sich das Konzept des Anonymen von seinem ursprünglichen Milieu der soziologischen und technischen Sphäre des Buchdrucks und der namentlichen Klassifikation zu lösen beginnt, lässt sich über die Art und Weise, wie Begriff in die generellen Lexika und Enzyklopädien Einlass findet und mit Bedeutung versehen wird, nachzeichnen. Der Begriff erfährt hier eine definitorische Härtung. Und er gewinnt dadurch auch eine Eigenlogik. Damit befreit das Konzept sich vom konkreten Kontext und wird potenziell übertragbar auf andere Wissensgebiete.

Wie und in welchem Zusammenhang setzt dieser Prozess ein? Auf welche Wissensfelder wechselt der Begriff innerhalb einer »transdiskursiven Situation« in ein anderes Gebiet?<sup>381</sup> Der Fokus der nachfolgenden Diskussion liegt zunächst alleine auf dem Französischen, mit partiellellem Vergleich zum englischen und deutschen Sprachraum.<sup>382</sup> Der Grund liegt

379 Ebd., S. 12.

380 Deleuze und Guattari 2000, S. 27.

381 Foucault spricht von »transdiskursiver Situation« dann, wenn Autoren über Zeiträume hinweg in unterschiedlichen Kontexten zitiert werden, siehe Foucault 2003d, S. 267. In diesem Sinne ließe sich auch von der transdiskursiven Situation eines Begriffs sprechen, worauf er sich in den einzelnen diskursiven Feldern bezieht, wie er gebraucht wird, was seinen Gebrauch verändert.

382 Im englischen Sprachraum liegt mit Anne Ferrys Untersuchung eine ausführliche etymologische Arbeit vor, die sich der diskursiven Dynamik des Konzepts annimmt; allerdings beschränkt sich diese Untersuchung, wie der Titel

darin, dass im Französischen eine einzigartige Kultur der Sprachpflege respektive der Sprachkontrolle herrscht, die den Eintritt eines Wortes in den Sprachschatz des Französischen exakt regelt und seine Bedeutung festlegt. Auf diese Weise lassen sich das Erscheinen eines eigenständigen Namens des Namenlosen und seine Bezüge auf einzigartige Weise beobachten. Die französische Sprach- und Zensurpolitik operiert zudem in einer in linguistischer Hinsicht vergleichsweise homogenen Gesellschaft. Es existiert darüber hinaus in Frankreich eine einzigartige Institution, die *Académie Française*, welche die Bedeutung und Legitimität von französischen Wörtern und Begriffen pflegt, steuert, kontrolliert.

Wie bereits einleitend erwähnt, ist bei der Etablierung des Begriffs des Anonymen vor allem bemerkenswert, dass ein fremdsprachliches Wort herangezogen wird, um Namenloses zu bezeichnen, für das auch eine natürlichsprachige Wendung existiert hätte. Es ging bei der Einführung des Fremdworts offensichtlich darum, eine als fremd erscheinende Realität zu bezeichnen. Im französischen Sprachraum ist der Begriff »anonyme« bis ins 16. Jahrhundert, als die Auseinandersetzung über unsignierte Texte begann, offenbar noch kaum bekannt. So findet sich im Jahr 1606 erstmalig erschienenen *Thresor de la langue françoise tant ancienne que modern*, zwischen »Anoblier« und »Anouér«, schlicht noch kein Eintrag zu »Anonym«.<sup>383</sup> Auch die etymologische Forschung weist bis ins 15. Jahrhundert schlicht kein Vorkommen des Begriffs nach. Auch in Frédéric Godefroys *Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du IXe au XVe siècle* findet sich unter »anonym« kein Eintrag.<sup>384</sup> Desgleichen erwähnt der zeitgenössische, noch von Greimas herausgegebene *Dictionnaire de l'ancien français* im Band über das Mittelalter keine Verwendung des Wortes *anonym*.<sup>385</sup>

Die erstmalig beobachtete Definition von »anonym« als Begriff im Französischen erweist sich als reichlich merkwürdig und für den weiteren Gebrauch des Begriffs untypisch. Ein etymologisches Lexikon, Edmond Huguets *Dictionnaire de la langue française du seizième siècle*, signalisiert den Ursprung der Verwendung des Wortes »anonym« im Jahre 1557 in Zusammenhang mit namenlosen Völkern jenseits des Atlas, fern und un-

besagt, auf die literaturwissenschaftlichen Aspekte des Begriffs, siehe Ferry 2002. Die literaturwissenschaftliche Untersuchung von Sabine Pabst erschien erst, nachdem dieser Teil verfasst war. Ihre zeitlich später, im 18. Jahrhundert einsetzende Darlegung ergänzt diesen Teil auf willkommene Weise, vornehmlich hinsichtlich deutschsprachiger Lexika, siehe Pabst 2018, S. 105–118. Hinsichtlich der französischen Sprache ist keine entsprechende Untersuchung bekannt.

383 Das wohl im 16. Jahrhundert entstandene kollaborative Werk wurde von Jean Nicot editiert und herausgegeben, siehe Nicot 1606.

384 Godefroy 1881.

385 Greimas 1992.

bekannt: »Les autres peuples du mont atlas sont anonymes, c'est à dire aucun nom particulier«.<sup>386</sup> Gemäß Delboulles Etymologie<sup>387</sup> handelt es sich indes um das erste Auftauchen des Wortes »anonyme« im Französischen überhaupt.<sup>388</sup> Noch einige Jahrzehnte später, in einem Vorläufer der französischen Enzyklopädie, in Juigné Broissinières *Dictionnaire théologique, historique, poétique et cosmographique* aus dem Jahre 1643, erscheint dieses Volk der Anonymen wieder: »Anonymes estoient appellez certains peuples pres le mont l'Atlas en l'Afrique, pource qu'ils estoient sans nom«. Nun werden diese bemerkenswerten Leute genauer charakterisiert: »peuples voisins du mont Atlas, dictz Anonymes pour ce qu'ils ne nomment chose qui soit; vivent fort brutalement; ont de coutume de maudire le Soleil à son coucher & à son lever; comme estant mauvais & pernicieux à leurs terres: Ils ne songent aussi jamais, comme les autres hommes«.<sup>389</sup> Auf den Historiker Herodot sich beziehend, werden sie als anonym be-

47  
fonge de Scipion, prennent cette mer  
pour tour l'Ocean.  
**Atlantes** peuples voisins du mont  
Atlas, dictz Anonymes  
pour ce qu'ils ne nomment chose qui  
soit; vivent fort brutalement; ont de  
coutume de maudire le Soleil à son  
coucher & à son lever, comme estant  
mauvais & pernicieux à leurs terres:  
Ils ne songent aussi jamais, comme les  
autres hommes. *Plin. l. 5. chap. 8. Solin.*  
*Herodote.*

Abbildung 6: Die ersten anonymen Menschen.  
Ausschnitt aus: Juigné Broissinière 1643.

zeichnet, weil sie die Dinge völlig beliebig benennen, nicht, weil sie keinen Namen tragen. Die anonymen Menschen des Atlasgebirges erscheinen als fremdartig, verfluchen die Sonne, leben raubeinig. Zudem denken sie kaum nach, womöglich träumen sie nicht, so klar erschließt sich die Bedeutung des Verbs »songer« nicht. Dieser rätselhafte Eintrag erscheint aus heutiger Perspektive, als sei dieses Gebiet jenseits des Atlas ein Echoraum aus einem unbekannten Land der Zukunft, in der das Anonyme inmitten der Gesellschaft der Individuen selbst zu liegen kommt.

Auffällig ist dabei, dass die Bezeichnung »anonym« offenbar bereits im Umlauf war, ohne dass der Begriff in dieser Hinsicht gesondert defi-

386 Librairie ancienne Edouard Champion 1557, Artikel »Anonyme«: »Les autres peuples du mont atlas sont anonymes, c'est à dire sans aucun nom particulier«, zitiert nach Delboulle 1895, S. 114.

387 Ebd., S. 115.

388 Auch in den digitalisierten Buchbeständen ließ sich keine frühere Nennung finden. Siehe Fußnote127 auf Seite 38.

389 Juigné Broissinière 1643, S. 428.

niert werden musste. Denn bereits dieses Werk zeigt, allerdings nicht unter dem Eintrag »anonym«, seine Bedeutung, beinahe nebensächlich verwendet, und zwar unter dem Eintrag »Ecclesiaste«: Er bezieht sich auf den als »Prediger« bezeichneten Teil der Bibel, der zahlreiche Glaubens- und Verhaltensregeln, Anweisungen zur Vermeidung schlechter Lebensweisen enthält. Nach inhaltlicher Darstellung dieses Buchs folgt die Erkenntnis: »Quelques heretiques toutesfois anonymes l'ont osté du Canon, ne pouvans gouster quelques sentences qui y font couchées, lesquelles semplent en apparence mettre le vray bien au boire, manget & autres voluptez, & introduire la mortalité de l'ame.«<sup>390</sup> Anonyme Häretiker hätten diesen Teil aus der Bibel entfernen wollen, weil sie leibliche Genüsse beschrieben und auch noch die Sterblichkeit der Seele. Doch diese anonymen Häretiker hätten die Stelle vollständig missinterpretiert, sie lägen komplett falsch.

In der Frage, was besser sei, »estre barstard que legitime«, kommt P. François Garassus in seiner 1624 veröffentlichten *doctrine curieuse des beaux esprits de ce temps ou prétendus tels contenant plusieurs maximes pernicieuses à la religion, à l'Estat, & aux bonnes moeurs, combattue et renversée* am Beispiel eines anonymen Buchs, das von den neuen Dogmatikern veröffentlicht worden sei, zum Schluss: »Il parut ces années un livret anonyme d'un de ces nouveaux dogmaticiens«.<sup>391</sup>

Das Volk der Anonymen bleibt also aus heutiger Perspektive ein Kurosium. Ansonsten wurde der Begriff wie erwartet ausschließlich verwendet, um Ereignisse der Gelehrtenwelt zu dokumentieren: Bücher, vor allem häretische Schriften, ohne bekannte Verfasser.<sup>392</sup> Hier lohnt sich ein Quervergleich zum Erscheinen des Begriffs in anderen Sprachräumen. Im Englischen taucht der Begriff wie im Französischen als eine Übernahme des griechischen »namenlos« auf, ebenfalls im sechzehnten Jahrhundert, aber etwas später. Das erste Auftauchen des Wortes »anonymous« wird von Merriam–Webster im Jahr 1563 verzeichnet und bezieht sich wie im Französischen allein auf anonyme Texte.<sup>393</sup>

Im Deutschen lässt sich der Begriff »anonym« verspätet, und zwar erst im 17. Jahrhundert beobachten. Noch das Wörterbuch der Brüder Grimm, 1838 begonnen, bis ins 16. Jahrhundert zurückreichend, kennt den Begriff »anonym« als eigenständige Bezeichnung nicht, nur »namenlos«.<sup>394</sup> Bezeichnenderweise wird das Konzept direkt vom Französischen übernommen und nicht vom Griechischen, »Anonym« sei ein Lehnwort aus dem Französischen, das die griechische Grundlage mit importierte.<sup>395</sup>

390 Vgl. den Eintrag »Ecclesiaste« in Juigné Broissinière 1643.

391 Garasse 1624, S. 705.

392 Vgl. jeweils die Abschnitte »anonyme« in Delboule 1895; Académie française 2001.

393 Siehe: [www.merriam-webster.com/dictionary/anonymous](http://www.merriam-webster.com/dictionary/anonymous).

394 Grimm und Grimm 1854.

395 Kluge 2002, S. 47.

Es handelt sich also nicht um eine linguistische »Koevolution«, sondern um eine Übernahme einer schon bestehenden Bedeutung und Verwendungsweise.

Wie bei jeder neuen Übernahme aus einer anderen Sprache, also letztlich dem Griechischen, fragt es sich, was die Anwendung dieses im Deutschen selbst »zweifachen« Fremdworts als sinnvoll erscheinen ließ. Denn Namenlosigkeit hätte auch im Englischen, Französischen oder Deutschen natürlichsprachig umschrieben werden können. In all diesen Sprachräumen existierte die derivative Substantivierung »Anonymität« noch nicht.

Neben den Wörterbüchern und den Lexika bieten hier die Enzyklopädien einen Einblick. Im Französischen, mit der bedeutenden Rolle der *Académie Française* (und ihrer Kontrahenten), bedeuten sie mehr als eine begriffliche Klärung und Festlegung. Die 1635 gegründete Akademie wurde aufgrund der Einsicht ins Leben gerufen, dass den »Lettres« und ihrer Pflege respektive Kontrolle eine ebenso große Bedeutung zukäme wie den Waffen.<sup>396</sup> Wenn die *Académie Française* sich eines Begriffs annimmt, bedeutet dies, dass er eine offizielle Weihe als Bestandteil der französischen Kultur erhält. Es geht angesichts der regionalen und sozialen Diversität der Diskurse um die Kreation einer »politischen Einheit« über die »offizielle Sprache«.<sup>397</sup> Einen Begriff in die Enzyklopädie einzuführen, bedeutet, ihn nicht nur zu klären; es bedeutet auch, andere mögliche Bedeutungsgehalte »wegzudefinieren«.

Das Projekt der *Académie* zur Errichtung einer klaren linguistischen Ordnung blieb selbst keineswegs unumstritten. Als bedeutender Kritiker der *Académie* gilt hier insbesondere Antoine Furetière (1619-1688), der zwar ursprünglich der *Académie* angehörte, doch mit seinem *Dictionnaire universel, contenant généralement tous les mots françois tant vieux que modernes* einen Gegenentwurf zum Wörterbuch der Akademie lancierte, der den tatsächlichen Sprachgebrauch, die Sprache des Volkes besser berücksichtigen sollte. Denn die *Académie française* fokussiere alleine auf die gebildete Sprache, so Furetières Argument, und nicht auf die weiter verbreitete Bedeutungsweisen. Furetières Lexikon erwies sich als großer Erfolg und war schon in mehreren Auflagen erschienen, als der erste Band der Enzyklopädie verlegt wurde. Eine lang andauernde Auseinandersetzung, die »Guerre des Encyclopédies«, entstand, bei der die *Académie* ihr Monopol zu wahren trachtete, und die das Spannungsfeld zeigte, in dem sich die Definition von Begriffen einer allgemeinen Sprache entwickelte.<sup>398</sup> Die *Académie* ließ sogar die Drucklegung von Furetières Lexikon sperren, um das legitime Monopol über die Sprache zu wahren.<sup>399</sup> Auf welche Weise aber erfolgte die Einführung und Definition von »anonym« vor dem

396 Siehe: [www.academie-francaise.fr/linstitution/lhistoire](http://www.academie-francaise.fr/linstitution/lhistoire).

397 Bourdieu 1990b, S. 18 ff.

398 Fischer 1937; Ost 2008.

399 Ost 2008, S. 21.

Hintergrund dieses Spannungsfelds? Inwiefern spiegelten sich darin die politisch-rechtlichen Debatten?

Die *Académie* antwortete erkennbar auf die entstandene Problematik der Signierung von Texten, ebenso wie auf die Bemühungen der Identifikation von verfasserlosen Texten in den *Anonyma-Lexika*. Das erste Wörterbuch der *Académie Française*, 1694 erschienen, markiert bereits eine genaue Vorschrift hinsichtlich der Verwendung von »anonym« als Bezeichnung eines Namenlosen, welche die über den Begriff vollzogene Problematisierung von Schriften ohne klare Herkunft aufnimmt:

ANONYME. adj. Qui est sans nom. Ne se dit que des Auteurs, & de leurs ouvrages. Auteur anonyme. livre anonyme. Il se met quelquefois substantivement. L'anonyme qui a traité telle matière [sic], dit que etc.<sup>400</sup>

Die Wendung »ne se dit que des Auteurs« weist in aller Deutlichkeit darauf hin, dass der Begriff sich nur auf Texte zu beschränken habe. Mehr noch, das Adjektiv bezieht sich allein auf die Verfasser von Texten, wogegen Druckorte und weitere Formen der Fixierung des Ursprungs außer Acht gelassen wurden. Es fragt sich nun, ob Furetière in seinem häretischen Lexikon, das den allgemeinen Sprachgebrauch berücksichtigt, das Konzept des Anonymen anders definiert. Der entsprechende Artikel lautet folgendermaßen:

ANONYME. adj. Qui n'a point de nom, qui le cache. Auteur *anonyme*. On dit aussi, un livre *anonyme*, quand on ignore le nom de celui qui l'a fait. Deckerus *Advocat de la Chambre Imperiale de Spire* a fait un *Traité des livres anonymes*. Mr. Baillet en promet bientôt un de sa façon. Ce mot vient du Grec *anonymos*, qui signifie, *sans nom*.<sup>401</sup>

Obwohl die allgemeine ursprüngliche griechische Herkunft zitiert wird, bezieht Furetière den Begriff wie die Akademie desgleichen ausschließlich auf die Gesellschaft der Texte; etwas anderes war offenbar tatsächlich noch nicht denkbar. Doch wird in seiner Version das Spannungsfeld ersichtlich, innerhalb dessen der Begriff Sinn bezieht: Explizit weist er auf das bewusste Verbergen des Namens hin. Furetière hätte auch die Möglichkeiten diskutieren können, dass der Name, auch der des Verfassers eines Textes, schlicht nicht bekannt, vergessen gegangen wäre, doch das Verbergen weist auf strategische Handlungen hin. Dies wird auch deutlich, wenn Furetière auf die Anonymen-Lexika Deckers Bezug nimmt und das simultane Projekt Baillets ankündigt. In der zweiten, in den Niederlanden gedruckten und von verschiedenen Editoren erweiterten Auflage wird dieser Zusammenhang noch verdeutlicht, indem zusätzlich Placcius' Arbeit Erwähnung findet. Zunächst wird das Namenlose allgemein auf Personen bezogen, die keinen Namen tragen oder ihn verbergen. Aber wie selbst-

400 Académie Française 1695, S. 41.

401 Furetière 1690, o.S.

verständlich wird dann alleine die Frage unsignierter Texte diskutiert, als ob auch hier ein anderer Bezug gar nicht denkbar gewesen wäre.

ANONYME. adj. Qui n'a point de nom, qui le cache. Auteur *anonyme*. On dit aussi, un livre *anonyme*, quand on ignore le nom de celui qui l'a fait. Deckerus Advocat de la Chambre Imperiale de Spire [et] Placcius de Hambourg, ont faint un Traité des livres anonymes. Il a je ne sçay quoy d'honnête, & de modeste dans la timidité d'un Auteur qui se cache, [et] qui se produit *anonyme* dans le monde. BAILI. L'humité de ces Auteurs qui se tiennt derrier leur Ouvrage *anonyme*, & qui laissent tomber à terre les loungages qu'un leur donne, est bien rare en ce siecle.<sup>402</sup>

Darüber hinaus, ganz im Sinne einer demokratischen Sprachauffassung,<sup>403</sup> werden auch Zitate des damaligen Gebrauchs des Adjektivs »anonym« aufgeführt »Il y a je ne sais quoi d'honnête, & de modeste dans la timidité d'un Auteur qui se cache, [et] qui se produit anonyme dans le monde«. Zusätzlich wird Unaufdringlichkeit als Motiv des Verbergens genannt. Die Bescheidenheit dieser Autoren, die sich hinter ihren Werken zurücknehmen und anonym alleine ihr Wissen, ihre Sprache gelten lassen, sei rar in diesem Jahrhundert, so lautet das entsprechende Zitat. Es kommt damit eine andere, wohl auch praktizierte Dimension der Anonymisierung ins Spiel, die aus demzensurpolizeilichen Blickwinkel schlicht entfällt.

Der Begriff wird zwar in beiden, einander konträr gegenüberstehenden Lexika eigentlich definitorisch »gehärtet«. Doch in Furetières bedeutungsoffenerer Variante kann auch ein Spannungsfeld erkannt werden, das einen breiteren Bedeutungsgehalt möglich erscheinen lässt. Nachdem Furetière die Fertigstellung seines Projekts nicht mehr miterleben konnte, lassen sich allerdings lediglich die Lexika der *Académie* weiter verfolgen. In der zweiten Edition des »Dictionnaires« von 1718 sowie in der dritten Edition von 1740 blieb die Definition unverändert. Erst mit der vierten Edition des Jahres 1762 kündigt sich eine Erweiterung des Bedeutungsgehalts an, indem erstmals nicht mehr nur Texte ohne Autoren als anonym bezeichnet werden: »On appelle aussi ceux qui n'ont point encore reçu de nom au Baptême, Anonyme, en ajoutant immédiatement après, leur nom de famille. Anonyme de Montmorency. Anonyme de Melun, [et]c.«.<sup>404</sup> Nunmehr erfasst der Begriff auch Menschen, die noch nicht getauft, aber natürlich schon in der Welt sind. Der Beitrag wird durch ausführliche Textbeispiele erweitert, das heißt auch: Er wird erklärungsbedürftiger, sein Gebrauch scheint anzusteigen. In der nachrevolutionären, fünften Edition von 1798 finden sich nur minime Änderungen, indem etwa die Schreibweise zeitweilig modernisiert (der Begriff wird nun »anoni-

402 Furetière und Bauval 1702, o.S.

403 Vgl. Ost 2008.

404 Académie française 1762a, S. 77.

me« geschrieben) und gleichzeitig der Aspekt des Handelns, Verbergens, Kaschierens hinzugefügt wird, aber alleine noch bezogen auf die Literatur: »On dit, Garder l'anonyme, rester anonyme, pour dire, Ne se pas faire connoître pour l'Auteur d'un ouvrage«;<sup>405</sup> hier zieht die *Académie* lediglich eine Bedeutungsvariante heran, die Furetière bereits zuvor vorgezeichnet hatte. Darin zeigt sich womöglich eine Repolitisierung anonymer Schriften nach der Aufhebung der königlichen Zensur und der Deklaration der Meinungsfreiheit als Menschenrecht.<sup>406</sup>

Diese moderaten Änderungen sind jedoch vor der Tatsache zu sehen, dass in der Zwischenzeit (1751) auch das Monumentalwerk von Diderots und d'Alemberts *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*, die sämtliche existierende Wissensformen sammeln wollte, erschienen war und das Wissen und die Definitionen der *Académie* weiter kontextualisierte.<sup>407</sup> Das enzyklopädische Projekt stellte eine ernste Bedrohung des souveränen, aber monologischen »Diskurses« des absolutistischen Souveräns dar, wie Hobohm in seiner Untersuchung des Verhältnisses der Enzyklopädisten zur Zensur ausführt.<sup>408</sup> Es installiert einen eigentlichen neuen Code im Raum des legitimen Wissens, zertrümmert die Möglichkeit einer einheitlichen Deklaration von Wissen durch den Souverän und seiner legitimen Vertreter.

Das Projekt und seine Definitionsweise des Anonymen in einem eigenen Artikel ist insofern von Interesse, als dass die *Encyclopédie* von der Frage der Öffentlichmachung von Autorschaft selbst betroffen war. Angesichts der drohenden Zensur sahen sich die Herausgeber vor die Frage gestellt, inwiefern alle Artikel signiert sein sollten, oder ob besonders politische Texte aus Vorsicht anonym bleiben mussten. Einleitend propagierte Diderot, dass ein transparentes System geschaffen werde, das es erlaube, die Verfasser der Artikel zu identifizieren; und jene, die nicht gekennzeichnet sein, stammten von ihm persönlich. Damit stellte die Ordnung der Enzyklopädie eine Innovation dar, insofern andere Verzeichniswerke der damaligen Zeit die Artikel nicht kennzeichneten.<sup>409</sup> Doch dieses Versprechen ließ sich nicht einhalten; schon die komplexe Organisation der Texte führte dazu, dass nicht alle einem Autor zugeschrieben werden konnten.<sup>410</sup> Gleichzeitig fällt auf, dass insbesondere Artikel von besonderer Brisanz nicht signiert sind, so etwa »Autorité Politique«.<sup>411</sup>

405 Académie française 1798, S. 61.

406 Krauss 1987, S. 286 f.

407 »La machine encyclopédique n'est qu'un immense relais«, Barthes und Mauzi 1964, S. 88.

408 Hobohm 1985, S. 94.

409 Tunstall 2011, S. 683.

410 Vgl. hierzu Schwab 1969, S. 242 f.

411 Diop 1999.

So wird deutlich, dass das Verbergen der Urheberschaft einzelner Texte eher mit den Argusaugen der vorrevolutionären Zensur zusammenhing als mit der von *Futurière* erwähnten Ehre der Bescheidenheit, nicht mit dem Namen an die Öffentlichkeit zu treten. Die immense Sammlung und Schnittstelle sämtlicher zugänglicher Wissensformen stand, wenig erstaunlich, unter genauerster Beobachtung seitens der Zensurbehörden.<sup>412</sup> Dabei war der Umgang mit der Frage der Anonymität und der Transparenz der Texte den Umständen entsprechend: Es musste ein eigentliches Dispositiv zum Schutz der Enzyklopädisten errichtet werden. Diderot selbst befürchtete zumindest eine Verfolgung,<sup>413</sup> um so bemerkenswerter ist, dass er die Autorschaft der nicht signierten Texte einleitend auf sich nahm (obwohl sich dahinter wohl eine Vielzahl von Autoren verbarg). Sein Umgang mit der Zensurbehörde war jedenfalls in hohem Maße reflexiv und komplex, wie das Beispiel seines Verhältnisses zum obersten Zensor Malesherbes zeigt,<sup>414</sup> der immer noch forderte, »... de ne rien laisser passer en ce qu'il est dangereux de donner au public«.<sup>415</sup>

Doch die anonymen Artikel stellten mehr als die bloße Tarnung der Verfasser dar, so David Diop in seiner Untersuchung, denn die anonymen Artikel folgen auch einer wissenstheoretischen Idee: Sie waren Bestandteil der bewussten Thematisierung eines Wissens, das nicht an die singuläre Stimme eines Einzelnen gebunden war, sondern ein kollektives, das heißt auch »objektives« Wissen der Gesellschaft artikulieren sollte.<sup>416</sup> Mit anderen Worten, die anonym bleibenden Artikel erweisen sich nicht nur als essenziell für die Enzyklopädie, sondern verkörpern auch ein entscheidendes Moment im Kampf um die Aufklärung.<sup>417</sup>

Dieses Werk beinhaltet, von einem Autor mit dem Sigel »G«, einen Eintrag zum Adjektiv »anonyme«,<sup>418</sup> der an Ausführlichkeit die vorhergehenden lexikalischen Definitionen weit übertrifft. Er ist eingerahmt von anderen Beiträgen zu »Anone«, einem italienischen Fort, zu »Anonyme« als einer damals üblichen chemischen Bezeichnung, und zu »Anonymos«, einem Eintrag zu einer Pflanzenart, die so bezeichnet wurde. Es fällt auf, dass der Haupteintrag »Anonyme« gegenüber jenem Artikel, der Pflanzen mit dem Namen »Anonymos« in der Biologie beschreibt, signiert ist und zwar mit dem Kürzel »G«. Somit lässt sich auch der Verfasser identifizie-

412 Hobohm 1985; Diop 1999.

413 Kafker 1973, S. 119.

414 Krauss 1987, S. 282 f.

415 Chrétien-Guillaume de Lamoignon de Malesherbes, zitiert nach Hobohm 1985, S. 76. Die Beziehung der Enzyklopädisten zum Oberzensor erwies sich für beide Seiten als höchst ambivalent, wie Hobohm darlegt.

416 Vgl. Diop 1999, S. 85. Später erkennt Diop auch: »À la limite, l'anonymat de la pensée semble devenir un gage de son objectivité«, ebd., S. 96.

417 Vgl. hier die Überschrift des entsprechenden Kapitels in Krauss 1987.

418 Mallet 1751.

ren: In dem *Discours Préliminaire der Enzyklopädie* werden die Autoren, ihr akademischer Werdegang und ihre Kompetenzen vorgestellt. Gemäß dieser Präambel steht das Kürzel »G« für Edme-François Mallet, ausgegerechnet einem Theologen.<sup>419</sup> Nach Frank A. Kafker handelt es sich um einen der bedeutendsten Mitarbeiter der Enzyklopädie,<sup>420</sup> der mehr als 2'000 Artikel aus den Bereichen der Literatur, der Religion und des Handels zeichnete, sich aber selbst aus jeglichen Kontroversen um die Enzyklopädie heraushielt.<sup>421</sup>

Oberflächlich betrachtet, scheint es sich also um einen Artikel zu handeln, der für politisch unproblematisch gehalten wurde. Bei genauerer Lektüre lässt sich jedoch erkennen, auf welche Weise die Problematik anonymer Literatur und anonymen Wissens, die Versuche seiner Normalisierung, auch in der enzyklopädischen Ordnung gärt. Zunächst thematisiert der Artikel das Adjektiv »anonyme«. Eine substantivierte Form fehlt auch hier noch, auf etymologischer und gleichzeitig epistemologischer Ebene. Die griechische Herkunft des Terms wird erwähnt, aber auch der Bezug zum Konstrukt des Namens selbst: »Ainsi anonyme signifie qui n'a point de nom, out dont le nom n'est pas connu. Voyez Nom.«<sup>422</sup> Im Prinzip sind damit ebenso die anonymen Menschen im Atlasgebirge gemeint wie der oben erwähnte Anonyme de Montmorency, der noch der christlichen Taufe harrt.

Aber unvermittelt fokussiert der Autor wieder gezielt auf die Textwelt und auf das Phänomen der Autorschaft: »On donne cette épithète à tous les ouvrages qui paroissent sans nom d'auteur, ou dont les auteurs sont inconnus«.<sup>423</sup> Auch hier ist die Vorstellungswelt des Anonymen noch an die Textwelt gebunden. Und der Eintrag fährt gleich fort mit der Diskussion der bedeutenden deutschen und französischen Anonymen-Lexika von Decker, Placcius und Baillet. Doch die Fakten zum Phänomen anonymer Texte interessieren im Artikel nicht: etwa die Häufigkeit ihres Vorkommens, in welchen Bereichen sie vorzugsweise auftreten, die bibliografischen Probleme, die damit einhergehen. Dagegen beginnt der Artikel unvermittelt von den Motiven zu sprechen, überhaupt anonym zu publizieren. Hierfür bedient sich Mallet selbst der Erkenntnisse und Mutmaßungen des französischen Parallelprojekts zu Placcius' Anonymen-Lexikon Baillets »Auteurs deguisez«, 1690 erstmals erschienen.<sup>424</sup>

419 Vgl. die Liste der zeichnenden Autoren in den einleitenden Erörterungen von Diderot und d'Alembert 1751, S. xlvi.

420 Zu spekulativen Überlegungen zur Person Mallets, die aber an dieser Stelle von geringer Relevanz sind, siehe die Arbeit von Tunstall 2011.

421 Kafker 1990, S. 101.

422 Diderot und d'Alembert 1751, S. 488.

423 Ebd., S. 488.

424 Baillet 1690, Seconde Partie.

Die einen Autoren unterdrückten ihren Namen aufgrund der eingeschienenen mangelnden Qualität ihrer Arbeit, so ist zu lesen; die anderen aus Bescheidenheit, um nicht in den Strudel von Lob und übertriebener Auszeichnung zu gelangen. Auch scheutn viele aus diesen Gründen die Öffentlichkeit oder aus schlichter Demut. Wiederum andere verachteten schlicht den Ruhm, den eine erfolgreiche Autorschaft einbringt, oder der Ruf als Autor sei der eigenen Reputation abträglich: Der Prinz bezeichnet den Diener als Autor der eigenen Schriften (hier ergibt sich ein unpräzises Element, da es sich im letzteren Fall um Pseudonymität handelt). Aus diesen Motiven, die Baillet aufgeführt habe, resultieren zwei Vorurteile über anonyme Werke selbst: eine übertriebene Wertschätzung oder eine schlecht begründete Verachtung. Für die einen bedeute die Existenz eines Namens, dass dem Inhalt des Werks blindlings, ohne jegliche weitere Prüfung vertraut würde, während für die anderen ein anonymes Buch per se schon interessant erscheine, weil der Name fehle: sei es, weil es als charakterlos oder weil es als gefährlich erscheine (»quoique réellement il soit foible ou dangereux«).<sup>425</sup> Auf jeden Fall könne ein Verfasser eines anonymen Werks nur dann verurteilt werden, wenn er dieses Moment der Namenlosigkeit eigennützig in diesem Sinne instrumentalisiert. Dagegen seien all jene Gründe, die Bescheidenheit, Scheu vor der Öffentlichkeit oder Verachtung des Ruhms beinhalten und so dazu führen, dass der Autor seinen Namen verberge, letztlich ehrbar und lobenswert.

Der Artikel sieht die Ambivalenz der Signierung tief im geistesgeschichtlichen Erbe der Zeit begründet, gänzlich jenseits aktueller politischer Bedingungen. Doch hier zeigt sich auch eine Wendung gegenüber bisherigen Diskursen über die anonymen Texte. Der Autor verteidigt auch das anonyme Publizieren. So zitiert Mallet Cicero, der das Inszenieren des Autorennamens verurteilt habe: Gerade jene Philosophen (die von Ruhmessucht getrieben werden) schrieben unter ihrem eigenen Namen, selbst dann, wenn sie Werke verfassen, die von der Verachtung des Ruhms handeln, so Cicero.<sup>426</sup> Bemerkenswerterweise ist dieses Zitat in der damaligen Zeit keineswegs ein unbekanntes, wie François Malherbe schrieb. Selbst Pascal verwendete es.<sup>427</sup> An dieser Stelle bleibt das zweifellos vorhandene intertextuelle Spiel verborgen, das zur Verwendung des Zitats führte, womöglich fungierte es aber als eine Art »mot de passe«. Sein Gebrauch bildete dann ein weiteres Indiz, dass die Anonymität in der scheinbaren

425 Unklar ist hier die Verwendung des Terms »faible« (foible), ob damit die Schwäche oder Charakterlosigkeit des Werks gemeint ist (was dem widersprechen würde, dass es interessant sei); oder ob der Autor sich in einer schwachen (gesellschaftlichen) Position befindet oder charakterlich unverantwortlich handelt.

426 »Ipsi illi philosophi, etiam iis libellis quos de contemnda gloria scribunt, nomen suum inscribunt«, Mallet 1751, S. 489.

427 Malherbe 1825, S. 2.

Neutralität des Enzyklopädie-Artikels gegenüber den Praktiken der Zensur verteidigt und als eine Art autonome Sphäre etabliert werden sollte.

Zusätzlich bedeutet die Erörterung der Motive, die Baillet ausgeführt hat und die damit in den Bereich des allgemeinen Wissens und der üblichen Praktiken aufgenommen wurden, dass das Augenmerk nicht mehr alleine auf die Texte fällt, deren Herkunft es zu entschlüsseln gilt, sondern vielmehr Textfabrikanten in den Vordergrund treten, ihre Motive, ihr Handeln, ihre Einbindung. Es handelt sich eigentlich um (protozoologische) Spekulationen um die Logik und Dynamik der Gesellschaft »hinter« den Texten.<sup>428</sup>

### Verrechtlichungen

Selbst in der Definition der *Académie* zeichnet sich ein allmählicher Wandel ab. Es zeigt sich eine subtile Herauslösung des Begriffs aus der Dynamik der »Gelehrtenrepublik« hin zu einem allgemeineren Phänomen, das nicht mehr an Texte gebunden ist. Zunächst erwies sich die *Académie* auch in ihrer sechsten, 1835 erschienenen Ausgabe noch als indifferenter gegenüber dem wissenschaftlichen Spannungsfeld, das sich um das Konstrukt des Anonymen bildete. »Anonyme« wird immer noch primär adjektivisch bestimmt und auf die Autorfunktion bezogen. Bedeutsamer ist aber, auf welche subtile Weise sich eine Loslösung des Begriffs »anonyme« vom Konstrukt der Autorschaft abzeichnet. Es ist nun nicht mehr nur ein Werk, ein Buch, das anonym bleibt, selbst ein Brief lässt sich als anonym bezeichnen: »L'auteur de ce poème est resté anonyme. Ouvrage anonyme. Livre anonyme. Lettre anonyme«.<sup>429</sup> »Anonym« wird generell zu einer möglichen Eigenschaft von Texten. »Il ne se dit que des auteurs on ne sait point le nom«.<sup>430</sup> Das Sagbare weitet sich so auf einen breiteren Bereich aus: Es wird nun auch das Verbergen der Namen von Personen, die nicht notwendig als Verfasser von Büchern gelten, mit dem Begriff in Verbindung gebracht: »Il a voulu garder l'anonyme«.<sup>431</sup> Auch wenn sich diese Wendung prinzipiell wohl noch auf die Welt der Texte bezieht: Das gesellschaftliche Spiel um das Anonyme wird nun als breiteres Phänomen bereits absehbar. »Anonyme« bezeichnet einen Zustand, der zwar primär noch auf die Textwelt bezogen bleibt, sich aber gleichzeitig über die Substantivierung auch von ihr zu befreien beginnt, indem eine neue Figur

428 Ersichtlich wird beim Konsultieren der Wörterbücher auch, dass Furetières Definition sich letztlich als ausschlaggebender für die Lexikalisierung des Begriffs erweist, als die Definition der Akademie. So übernimmt auch der *Dictionnaire universel françois et latin* Furetières Definition, siehe Delaulne u. a. 1721, S. 434.

429 Académie française 1835a, S. 79.

430 Ebd., S. 79.

431 Ebd., S. 79.

eingesetzt wird, der »Anonyme«. Ein substantiviertes Konstrukt wie »anonymat« gibt es auch hier noch nicht, das sich auf verschiedene Bereiche beziehen könnte, aber sein Erscheinen ist nun vorbereitet. Dennoch zeigt die nachrevolutionäre Edition der *Académie* eine eigentliche Verzweigung an, bei der das Konzept des Anonymen losgelöst von der Textwelt im obigen Sinne zu nomadisieren beginnt.

Das Konzept wird nun zusehends auf andere Felder angewandt, verschiedene Versionen des Begriffs werden ausprobiert und dann wieder verworfen. Völlig unvermittelt taucht – als Signum des Nomadisierens – in der Ausgabe von 1835 erstmals auch die Verwendung des Begriffs *Sociétés anonymes* (Aktiengesellschaft) auf, losgelöst von dem eigentlichen Eintrag zu »anonyme« im Abschnitt »Société«<sup>432</sup> und entgegen der Vorschrift, die noch in der früheren Ausgabe galt. Tatsächlich wurde die Société Anonyme als neue Rechtsform des Kapitals damals ins Leben gerufen wurden, als ob die *Académie* die Bedeutung in ihrem eigenen Werk selbst nicht mehr kontrollieren habe kontrollieren können.<sup>433</sup>

Auf jeden Fall überschreitet der Begriff nun unversehens die engere Welt der Text- und »Gelehrtenrepublik«, die Kontrolle ihres Wissens, hinüber das Recht, sowohl im zivilen wie ökonomischen Bereich. Diese rechtliche Härtung wird im ökonomischen, aber auch im textuellen Bereich relevant. Foucault hatte in seiner Skizze seines Forschungsprogramms zur Organisation von Diskursen bereits die Bedeutung des Rechts und der Verrechtlichung hinsichtlich des Autorbegriffs betont. Das Recht dient für ihn als Mittel der Erzeugung einer Instanz und deren Fixierung durch seine diskursiven Praktiken.<sup>434</sup> Dies betrifft in gespiegelter Weise auch das Konstrukt des Anonymen in dem Sinne, als dass die Verrechtlichung des Begriffs gleichsam mithilft, jene transdiskursive Situation zu erzeugen, aufgrund derer das Konstrukt in andere Wissensgebiete zu migrieren beginnt. Das umfassende vorrevolutionäre Verzeichnis des Rechts bildet das 1775 bis 1783 unter der Direktion des Juristen Joseph-Nicolas Guyot in 64 Bänden erschienene, über 4'000 Einträge umfassende »Réertoire universel et raisonné de jurisprudence civile, criminelle, canonique et bénéficiale«.<sup>435</sup> Wie zu erwarten findet sich hier schlicht kein Beitrag zum Begriff »anonyme« oder zu verwandten Begriffen, da der Begriff noch alleine ein Objekt der Gelehrtenwelt darstellte.<sup>436</sup>

432 Académie française 1835b, S. 750.

433 Académie française 1835a, S. 135. Dieses Umherschweifen des Begriffs erweist sich als essenziell. Dem unerwarteten Erscheinen der *Sociétés anonymes* wird später ein eigener Teil der Untersuchung gewidmet, vgl. das Kapitel 4 *Anonymes Kapital*, beginnend auf Seite 267.

434 Der Hinweis auf die Bedeutung des Rechts durchzieht seine Rede zur Funktion von Autorschaft, siehe Foucault 2003d.

435 Vgl. zum Kontext des Erscheinens: Leuwiers 1996, S. 27 ff.

436 Guyot 1775-1783.

Dies ändert sich in der ersten nachrevolutionären Ausgabe, die ab 1812 in 17 Bänden erschien, schlagartig.<sup>437</sup> Darin enthalten ist eine Ausführung zum Term »anonyme«, der sich verblüffenderweise über ganze fünf Seiten erstreckt. Der Artikel ist damit sehr viel umfassender als die Ausführungen der damaligen Begriffs-Lexika zum Phänomen des Anonymen. Es lässt sich in dieser Erörterung deutlich erkennen, wie das Konzept der Problematisierung anonymer philosophischer, politischer und religiöser Schriften auf das Zivilrechtliche übertragen worden ist. Die Verkettung zwischen Text, Staat und Gesellschaft, eine wie sich gezeigt hat, potenziell toxische Verbindung, erfährt hier eine rechtliche Absicherung. Doch was ist an anonymen Texten überhaupt rechtlich relevant? Es ist nicht die Tatsache der Anonymität selbst, sagt die rechtliche Ausführung, sondern weil Anonymität als Mittel zur Störung der Ordnung gebraucht werden kann (»sous le premier point de vue, l'Anonyme n'a rien de répréhensible«).<sup>438</sup> Freilich, sofern ein Text nicht gegen die Sitten oder die öffentliche Ordnung verstößt und die Öffentlichkeit hinters Licht geführt werde, kümmere sich niemand darum, welcher Feder er entstamme. So gäbe es ja auch kein Gesetz, das die Nennung des Verfassers einer Schrift erlaubt.<sup>439</sup> Klar zeigt sich hier, dass nicht mehr das literaturwissenschaftliche Konstrukt des Autors entscheidend für die politische und gesellschaftliche Problematik ist, sondern die Personen, die mit diesen Texten ein bestimmtes Ziel verfolgen und die als solche adressierbar, verfolgbar sein müssen. Es ist dieser neue Horizont, der eine rechtliche Regelung erfordert, und diese ist an eine Person, nicht an eine Instanz wie dem Druckwerk gebunden:

Mais si à la réticence du nom de l'auteur, un livre joint celle du nom de l'imprimeur, alors la qualité d'*Anonyme* est un délit contre lequel les magistrats doivent sévir, parce qu'il faut, quand un ouvrage paraît dans le public, qu'il soit, pour ainsi dire, accompagné d'une caution, que quelqu'un en réponde envers le gouvernement, et que l'on puisse, en cas qu'il compromette l'intérêt général, savoir qui s'en prendre.<sup>440</sup>

Nicht das Motiv des Verschweigens des Verfassernamens steht im Vordergrund, sondern die Möglichkeit, dass er über das Geschriebene Rechenschaft ablegen kann. Hier nun zeigt sich aber auch eine Art »Relais«, über das der Begriff des Anonymen über den bestehenden Horizont der Buchkultur und der »République des Lettres« hinausweist. Denn diese Ordnung kann auch auf andere Weise als von öffentlich zugänglichen Werken tangiert, das heißt von Texten unbekannten Ursprungs im Allgemeinen

437 Zugänglich für meine Recherche war nur die vierte Ausgabe des Jahres 1828.

Der Katalog der Bibliothèque nationale de France gibt die vierte Ausgabe als identisch mit der zweiten Auflage aus. Letztere ist nicht verfügbar. Der Kontext der Erstellung dieser Ausgaben schildert Leuwerts 1996.

438 Garnery 1828, S. 422.

439 Ebd., S. 422.

440 Ebd., S. 422.

angewendet werden. Anonyme Texte und Textbestandteile zirkulieren im privaten Raum alleine zwischen Individuen und nicht über den Umweg der Veröffentlichung, werden aber dennoch gesamtgesellschaftlich thematisiert: als eine anonyme Evidenz, die der Kontrolle des Staates unterliegt, unter anderem um seine Bürger zu schützen. Wie sich im nächsten Kapitel zeigen wird, ist die anonyme Briefkommunikation und die Frage ihrer Kontrolle eine neue Form der Problematisierung des Anonymen, die gerade mit der breiteren Integration der Bevölkerung in einen Raum der Texte, der Presse, des Journalismus, einhergeht: gleichsam ein subversiver Zerrspiegel der bürgerlichen Öffentlichkeit.

Die Frage der Anonymität betrifft nun unversehens nicht nur Werke der Wissenschaft, Politik, Theologie und Literatur, sondern auch ganz banale Texte unbekannter Urheberschaft, die sich nicht an ein allgemeines, offenes Publikum richten und ein allgemeines Wissen thematisieren, sondern konkret andere Individuen in ihrer privaten Existenz adressieren.<sup>441</sup> Die Vorstellung anonymer Texte wird entsprechend erweitert, über die anonymen Bücher hinaus auf die »libelles«, die Pamphlete, die Briefe und die »délations«, die Denunziationen. So ist zu lesen, dass »anonyme« und »sans nom« absolut bedeutungsgleich seien und sich ohne Unterschied auf Texte beziehen, die keinen Namen, »nom propre«, besitzen: »De là, l'application que l'on en fait aux *livres*, aux *libelles*, aux *lettres*, et aux *délations* qui ne portent point le nom de leur auteur«.<sup>442</sup>

Diese Aufzählung ist an sich schon bemerkenswert. Wissenschaftliche und literarische Werke in Form von Büchern werden rechtlich mit Textfragmenten gleichgesetzt, die lediglich Schmähungen enthalten. Für die Juristen, die sich der Sache angenommen haben, handelt es sich um die Ausprägungen desselben Falls eines Verstoßes gegen die Ordnung. Es entsteht damit das, was Philippe Artières eine »police d'écriture« genannt hat,<sup>443</sup> eine Politik, die das Schreiben der Gesellschaft insgesamt unter Kontrolle bringen will. Eine solche Verrechtlichung erzeugt jedoch auch einen generellen Typus von Personen, der nicht mehr an die Matrix des Buchdrucks gebunden ist, aber sich anonym äußert: *l'anonyme*, oder der *Anonymous*. Er artikuliert sich gleichsam hinter der symbolischen Ordnung und durch sie hindurch: Dahingehend erscheint er als Delinquent, Subversiver, psychischer Kranker oder Angehöriger einer dunklen, noch nicht bekannten Ordnung. Im neunzehnten Jahrhundert taucht sogar ein eigenes Krankheitsbild auf, die »Anonymografie«, das zwanghafte Schreiben anonymer Briefe und Texte,<sup>444</sup> ausgeübt von den »Anonymografen«.<sup>445</sup>

441 Ebd., S. 422.

442 Ebd., S. 422.

443 Artières 2013.

444 Gassiot und Moron 2002.

445 Locard 1923.

Freilich, der Anonyme ist zuallererst ein rechtliches Subjekt, das sich nun verfolgen lässt. Und darin bildet der Anonyme eine allgemeine Kategorie, unter die viele potenzielle Individuen fallen könnten. Aber das bedeutet auch, dass Individuen, die mit dieser Kategorie bezeichnet werden, nicht einfach nur als passiv erscheinen, sondern auf diese Bezeichnung antworten, sie mit Sinn und Bedeutung versehen – vor allem dann, wenn sie tatsächlich auch anonymisierende Praktiken betreiben, wie sie ihnen zumindest unterstellt werden.

Oder anders ausgedrückt: Der paradoxe Name des Namenlosen, die Erzeugung einer leeren, immer wieder zu besetzenden Stelle in der öffentlich-rechtlichen Auseinandersetzung, die Härtung des Konzepts also, verändert zwingend die Welt der möglichen Reaktions- und Deutungsweisen der Individuen. Im Falle von sich anonymisierenden Personen erweist sich diese Strategie naturgemäß als in sich widersprüchlich. Denn während die historische, technische und soziale Matrix den sozialen Typus als eine bestimmte Rolle mit Funktion definiert, die in Fleisch und Blut übergeht, Ian Hacking nennt es »façonner les gens«,<sup>446</sup> beschreibt der Platz des Anonymen letztlich eine völlig abstrakte, rechtliche und diskursive Kategorie; einen Platzhalter in einem konkreten technischen und sozialen Milieu, das durch die unterschiedlichsten Individuen wahrgenommen werden kann. Dieser »Mechanismus« wird später an immenser soziologischer Bedeutung in der Beschreibung der Gesellschaft gewinnen und im letzten Teil des Bandes thematisiert.<sup>447</sup> Vielleicht gerade deshalb evoziert auch diese Klassifikation als »anonym« bestimmte Strategien, sogar ein bestimmtes Ethos oder die Lust am kriminellen Verhalten, wie sie der »Anonymografe« zeigt.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Eine Legitimation wie eine Härtung erfährt der Begriff des Anonymen durch die lexikalischen Definitionen und ihre Trägerinstitutionen (im Falle Frankreichs: der *Académie Française*). Freilich, die definierte Bedeutung erfährt, so zeigt sich im Falle Frankreichs, immer auch Destabilisierungen: durch Kritik, Gegenprojekte, aber auch durch Umbrüche wie die Französische Revolution. Dies bewirkt gleichzeitig eine Öffnung der Gebrauchsweisen des Begriffs. Ein damit einhergehender Prozess der Verrechtlichung härtet das Konzept indes zusätzlich; er gewinnt so laufend an eigenständiger Realität. Die Verrechtlichung regelt damit nicht einfach ein chaotisches Feld, es kreiert auch etwas Neues, Anderes, bis hin zur Vorstellung von regelbaren Motiven. Die Verrechtlichung formalisiert den Begriff auf Basis des damals üblichen Verständnisses. Die rechtlichen Regelungen haben nun aber eigenlogische Konsequenzen, indem die Normen nun auch auf andere Bereiche

<sup>446</sup> Siehe auch Hacking 2000 und: [www.college-de-france.fr/site/ian-hacking/course-2001-2002.htm](http://www.college-de-france.fr/site/ian-hacking/course-2001-2002.htm).

<sup>447</sup> Vgl. das Kapitel 1.3 *Die Republik der Namenlosen* beginnend auf Seite 330.

anwendbar werden, die vom Recht zuvor noch nicht erfasst worden sind. Das Recht schafft damit die Voraussetzung, dass das Konzept in immer breitere Felder migriert, die ähnlichen Voraussetzungen ausgesetzt sind, wo es sich als »Lösung« diskursiver Problematiken anbietet. Um diesen Prozess, der vornehmlich im 19. Jahrhundert stattfindet, beobachten zu können, muss, wie erwähnt, von einer chronologischen Beschreibung Abschied genommen. Es erweist sich als erforderlich, zwei sich parallel entwickelnde Stränge simultan zu betrachten. Zum einen entsteht eine heftige Debatte über die Frage der Anonymität in der Presse.<sup>448</sup> Zum anderen bildet sich gleichzeitig auf einem anderen Gebiet, der Ökonomie, eine neue Form des Anonymen, das »anonyme« Kapital, hervorgebracht durch die Rechtsform der Société Anonyme.<sup>449</sup> Auf jeden Fall zeichnet sich ab: Der an sich bedeutungsleere Begriff des Anonymen, eine bloße Bezeichnungsform eines Abwesenden, beginnt sich zusehends nicht nur mit Vorstellungsinhalten anzureichern, sondern auch mit Norm- und Regelwerken seiner Anwendung.

448 Siehe die beiden folgenden Kapitel.

449 Siehe das Kapitel 4 *Anonymes Kapital* beginnend auf Seite 267.